Theologisches Verbindungs... HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 24 Leipzig, den 9. Juni 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben — Moltkes Vermächtnis — Johann Salomo Semler, ein deutsches Gelehrtenleben aus dem achtzehnten Jahrhundert: 4 — The History of David Grieve: 2 — Gegenrede über Bellamy und Antwort — Bücher und Schriften: Wer so viel ertragen und tragen kann; Königin Luise; Aus dänischer Zeit; Sonntagsgedanken über unsern Werktagsberuf — Zur Beachtung — Anzeigen

Selig sind, die nicht sehen und doch glauben

Joh. 20, 29

Der Herr hat — so erzählt das Evangelium — dies Wort gesprochen, als er dem Zweifler Thomas erschien und ihn die Hände in seine Wunden legen ließ. Da ward der Ungläubige gläubig, überwunden durch den Beweis der Thatsachen. Der Herr aber richtet seinen Blick auf die ungezählten Generationen, die nach Thomas kommen werden, denen kein solcher Beweis gebracht werden soll, und er spricht das Wort: Dieweil du mich gesehen hast, Thoma, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. — Unser Glaube ist nicht auf Sehen gestellt. Aber eben darum: selig sind, die doch glauben.

Unser Glaube ist nicht auf Sehen gestellt. Thatsachen sind es — so sind wir überzeugt —, die unser Glaube ergreift; aber Thatsachen doch, die nicht gesehen und betastet werden. Die Welt des Glaubens wird nicht bewiesen durch einen Beweis aus der Sinnenwelt; sie steht auf sich selbst. Und nirgend anderswoher darf der Glaube einen Beweis suchen; er muß seiner selber sicher sein.

Sollen wir darüber klagen? Die Versuchung dazu liegt nahe genug. Denn Schwindel möchte uns oft ergreifen in diesem Gefühl, ganz allein aus uns die Gewißheit zu schöpfen; und oft hegen wir Mißtrauen gegen unser Herz — wer mag sich auf dies schwache, arme Ding verlassen wollen? Gutgemeinter Eifer hat Beweise bringen wollen aus der Geschichte, aus der Welt um uns her. Doch das waren alles keine Beweise. Alles das mag zu Gott hinführen; aber immer bleibt ein tiefer Abgrund zwischen Gott und uns. Nur der Flug des eignen Glaubens kann hinübertragen. Du mußt glauben, du mußt wagen. Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.

Aber eben darum, weil Gott nicht bewiesen wird, weil ihn nur der Glaube, der eigne, persönlichste Glaube ergreift, darum heißt es: Selig sind, die doch glauben. Thatsachen der Sinnenwelt werden bewiesen im Gleichmut des Herzens, vom nüchternen Verstand. So aber will sich Gott nicht ergreifen lassen. Die himmlische Welt wird erfaßt von den Seelen, die nach Gott hungern und dürsten; die himmlische Burg wird erstürmt von denen, die ihn ergreifen als ihren einigen Trost und Halt ihres Lebens und Sterbens. Dies Hungern, dies Stürmen, dies Wagnis des Glaubens nimmt dir niemand ab. Dein Glaube muß selber glauben. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Gkl

Moltkes Vermächtnis

Die aus dem Nachlaß Moltkes veröffentlichten „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben" haben die der Bedeutung ihres Urhebers entsprechende weite Beachtung gefunden. Wie die Dinge zur Zeit bei uns liegen, erscheint es fast selbstverständlich, daß dieses ehrwürdige Dokument im Interesse der Parteien ausgebeutet wurde. Liberale Blätter haben es gegen die konservative Partei ausgespielt, ein Beginnen, dem man den Vorwurf der Heuchelei nicht so ganz wird ersparen können, da sie der Mehrzahl nach nicht allzu geneigt sein werden, den christlichen Inhalt der „Trostgedanken" gelten zu lassen. Und häßlich genug war es, wenn das Deutsche Protestantenblatt sich vergnügt die Hände rieb über „die langen Gesichter, mit welchen die frommen Junker und Pfaffen" diese Bekenntnisse lesen würden. Auf konservativer Seite wurde es begreiflicherweise peinlich empfunden, daß man in Moltke nicht mehr einen positiven Christen, wie der etwas sonderbare Ausdruck lautet, sehen durfte. Es war schließlich doch ein magerer Trost, daß der große Mann mit der freiern Richtung des Protestantismus nichts gemein gehabt habe. Sie habe seinem religiösen Bedürfnis nicht genügt; er habe bei einem orthodoxen Geistlichen seine Erbauung gesucht und in kirchenpolitischer Hinsicht zur Rechten gehört. So wurden Moltkes „Trostgedanken" als ein Kampfesmittel gegen die Orthodoxie, sein praktisches Verhalten als ein Zeugnis gegen den Protestantenverein verwertet. Auf beiden Seiten hat man dieses Verfahren als ein widerwärtiges beurteilt. Ich wüßte dieser Selbstkritik nichts hinzuzufügen.

In den „Trostgedanken" wollte der greise Feldmarschall seiner Familie ein Vermächtnis hinterlassen, ein offenherziges Bekenntnis seiner Ueberzeugung. Sie sind ein letztes Wort an die Seinigen über das, was ihm Trost gab für das irdische Leben und Zuversicht auf das ewige Leben. Drei Entwürfe dieses Vermächtnisses gingen der schließlichen Form, in der es jetzt vorliegt, vorher, ein Beweis, daß er wirklich sehr reiflich erwogne Ueberzeugungen und nicht die leicht gewonnenen Ergebnisse gelegentlichen Nachdenkens bieten wollte. Es liegt denn auch in der That ein freilich nicht lückenloses, aber doch wohl gefügtes Ganzes vor.

Das Problem, das Moltke am Herzen lag, ist das uralte: „Woher ist kommen der Mensch? wo geht er hin?" Eine Frage nicht müßiger Neugier, sondern von eminent praktischer Bedeutung; wie sie beantwortet wird, so wird sich das Leben gestalten. Den Gedankengang seiner Ausführungen wiederzugeben, kann ich mir ersparen. Sie sind jedem Leser leicht zugänglich.

Ich gestehe offen, daß ich anfänglich eine gewisse Scheu empfand, dieses letzte Bekenntnis eines der Größten und Verehrungswürdigsten unsers Volkes einer öffentlichen Besprechung zu unterziehen. Die Ueberzeugungen, von denen ein Leben getragen und geleitet war, das nicht nur für unsers Volkes Weltstellung so überaus bedeutsam gewesen ist, sondern auch durch seinen tiefen Ernst, seine peinliche Gewissenhaftigkeit, eiserne Pflichttreue und makellose Ehrenhaftigkeit zu den schönsten Vorbildern gehört, können verlangen, einfach respektirt zu werden. Das Bild des großen Mannes wird doch auch durch seine Gedanken über die letzten und höchsten Fragen des

Menschenlebens wahrhaftig nicht getrübt. Es ist daher völlig selbstverständlich, daß eine Besprechung dieser Gedanken, auch wenn sie Irriges nachweisen muß, die Persönlichkeit ihres Urhebers schlechterdings nicht berühren darf. Ich wünsche nicht zu verletzen, doch muß ich unumwunden sagen, es hat mich als eine pharisäische Ueberhebung angemutet, wenn Stöcker in die Ewigkeit blickt und dort Leute wie Moltke erstaunen sieht, „daß sie für das unsichtbare Gottesreich hier unten so blind waren.“ Blind — so sagt er von einem Manne, der nach seinem eignen Bericht zur Bergpredigt des Herrn, dieser Magna Charta des Reiches Gottes, sich bekannte, eben der Bergpredigt, an deren Schluß das Wort steht: Wer diese meine Reden höret und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute. Wer sich auf evangelisches Christentum ernsthaft besinnt, wird solche Gedanken nicht zu hegen wagen und keine Vorzensuren für die Ewigkeit erteilen wollen.

Wenn in Moltkes Vermächtnis uns Gedanken vorlägen, die nur er allein gehegt hätte, so würde eine öffentliche Besprechung derselben um so weniger statthaft sein, als sie zunächst nur für seine Familie bestimmt waren. Doch die „Trostgedanken“ sprechen die Gedanken vieler trefflichen und gebildeten Männer aus. Darin liegt ihre allgemeine Bedeutung und zugleich der für ihre Besprechung maßgebende Gesichtspunkt.

2

Man hat von verschiednen Seiten den Standpunkt der „Trostgedanken“ als Rationalismus, als den des ungeschichtlichen Christentums, dem wir im vorigen Jahrhundert begegnen, bezeichnet. Im großen und ganzen wird man diesem Urteil beistimmen müssen.*)

Für die Aufklärung ist in erster Linie bezeichnend die ihr eigne geschichtslose Betrachtung. Sie löst den Menschen ab von der geschichtlich gewordnen Umgebung, in der er sich vorfindet und entwickelt. Sie weiß von ihm nur als einem für sich bestehenden Einzelwesen, das, mit Gewissen und Vernunft begabt, darin eine Quelle richtigen Erkennens und Verhaltens besitzt. Das ist der Sinn von Popes berühmtem Satz: The proper study of mankind is man — das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch. Diese Auffassung ist irrig. Die Vernunft hat ihre Entwicklung so gut wie die sittlichen Ideale, die das Gewissen in dem Einzelnen zur Geltung bringt. Daß Vernunft und Gewissen mit einem bestimmten Inhalt zur natürlichen Ausstattung des Menschen gehören, ist eine völlig ungeschichtliche Einbildung. Die einfache Thatsache ist die, daß alle mit Vernunft und Gewissen begabt sind, so gut wie mit Phantasie und Gefühl, daß aber alles das bestimmtes Gepräge und Inhalt erst in der geschichtlichen Entwicklung empfängt. Daher denn auch später als unvernünftig und verwerflich erscheinen kann, was vordem als vernünftig und gut galt. Von der geschichtlichen Entwicklung sieht die rationalistische Betrachtung ab.**) Nicht die Geschichte, sondern die Natur ist die eigentliche Lehrmeisterin. So auch in Moltkes „Trostgedanken.“ Sie lassen die Vernunft in den Naturgesetzen, nach denen sich alles vollzieht, „den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Gedankens“ finden. Daß in der Natur und in der moralischen Welt ein Gesetz vorhanden ist, gilt hier als überzeugender Beweis von dem Dasein Gottes. Aber kein Hinweis darauf, daß in der Geschichte der Menschen das Göttliche sich noch ganz anders offenbart als in der Natur, daß in der Geschichte Gott unendlich deutlicher zu uns redet,

*) Nachweise im einzelnen werden nicht nötig sein. Nur eins sei erwähnt. Rousseau erzählt beifällig von der Frau von Warens: „Sie sagte sehr oft, das sei für Gott nicht Gerechtigkeit, daß er gerecht gegen uns wäre, denn er habe uns nicht alles verliehen, was zum Gerechtsein notwendig wäre, und würde also von uns mehr verlangen, als er gegeben habe.“ (Confessions, Partie I, Livr. VI) Genau denselben Gedanken spricht Moltke aus.

**) Man erinnere sich, wie geringschätzig Mendelssohn, der eingestandnermaßen für alles, was Geschichte heißt, nicht das geringste Interesse hatte, in der Vorrede zu seinem Jerusalem sogar von Lessing spricht, weil dieser eine Erziehung des Menschengeschlechts statuierte, da doch nur der Einzelne fortschreite, die Gattung aber, dieses Abstraktum, unveränderlich dieselbe bleibe.

daß hier das Höchste und Größte uns Menschen erschlossen wird. Kein Wort — und das ist das Befremdlichste — über Christus. Daß sein Name nicht genannt wird, würde wenig zur Sache thun, wenn nur irgendwie daran erinnert würde, daß es in der Geschichte Thatsachen giebt, die für Religion und Sittlichkeit von entscheidender und unvergänglicher Bedeutung gewesen sind.

Für die rationalistische Denkweise kommt noch ein Andres in Betracht. In der Wissenschaft und im gewöhnlichen Leben erklären wir uns alles, was unsrer Erfahrung zugänglich ist, durch die Begriffe von Ursache und Wirkung. Der Rationalismus wendet diese Begriffe auf die Welt im ganzen an. Auf diese Weise gewinnt er den Gedanken eines Gottes, der die Welt hervorgerufen hat und leitet. Auch das Gute, das dem Menschen mit der Forderung entgegentritt, er solle es thun, wird durch einen ähnlichen Schluß von Gott abgeleitet. Diese und verwandte Gedanken sind auch dem Christentum durchaus wesentlich, nur daß sie hier ganz anders begründet werden. Der Rationalismus gewinnt sie mit denselben Mitteln, durch die wir auch unsre übrigen Erkenntnisse erwerben. Es sind religiöse Gedanken, aber sie erscheinen zugleich als ganz offenbar vernünftige Gedanken, die eine vernünftige Religion ergeben, die namentlich den Beifall der Denkenden, die auf Religion nicht verzichten wollen, findet. Wir begegnen ihr auch in Moltkes Aufzeichnungen. Merkwürdigerweise steht aber in ihnen ein Sätzchen, das ganz und gar nicht rationalistisch lautet und das ganze Verfahren in Frage stellt: „Die Vernunft vermag den Ursprung der Dinge nicht zu erfassen.“ Ist ihr die Ursache der Welt nicht zugänglich, so muß sie sich auch über deren Ziel bescheiden. Sie ist dann überhaupt nicht imstande, über die höchsten und letzten Fragen Licht zu verbreiten. Moltke scheint das gefühlt zu haben. Denn das vernünftige Raisonnement endet des öftern nicht mit einem zuversichtlichen Schluß, sondern mit der Wendung: wir dürfen hoffen. Es liegt darin eine Absage an die eigentlich rationalistische Denkweise, aber es fehlt nun doch dem Glauben, den er für dieses und jenes Leben nicht entbehren konnte, die sichere Grundlage. Ueberall blickt durch, daß er die praktische Nötigung, aus der der christliche Glaube entspringt, sehr wohl empfunden hat. Er spricht Anschauungen aus, deren echt christlicher Charakter schlechterdings nicht verkannt werden kann. Er weiß von Sünde und Schuld, von der Selbstverurteilung durch das Gewissen, von dem göttlichen Gericht, in dem die Gnade das letzte Wort sprechen muß, von der Notwendigkeit, eine höhere Bestimmung des Menschen zu glauben, von der reinen christlichen Sittlichkeit, von dem Gebot der Liebe unter einander — das alles ist in ihm lebendig gewesen. Er hatte alles beisammen, worauf die Weltanschauung des Glaubens sich auferbaut, er wußte sehr wohl, was Gemüt und Vernunft in uns fordern — aber das lösende Wort spricht er nicht aus. Man würde sich gar nicht wundern, wenn es ausgesprochen wäre: die vergebende, erlösende, heiligende und vollendende Gnade Gottes, deren wir bedürfen, ist in Christus offenbar geworden; die Gemeinschaft der Liebe, die das Gebot der Liebe fordert, soll verwirklicht werden in dem Reiche Gottes, das zugleich das Ziel der Welt ist — aber es wird nicht ausgesprochen. Es überwiegt schließlich doch das abstrakte Denken der souveränen Vernunft, der Gott „ein völlig unfaßbares Wesen“ bleibt. Man wird sich vergegenwärtigen müssen, daß damit jede praktische Religion in Frage gestellt wird.

3

Das Bedürfnis, wesentliche Bestandteile des christlichen Glaubens festzuhalten, ringt hier offenbar mit dem Unvermögen, sie zu einer wirklichen Gewißheit zu erheben. Wie ist das zu erklären? Der Reichsbote und Stöcker haben sich einfach mit der Annahme begnügt, der große Stratege sei in den rationalistischen Gedankenkreisen, die ihm in seiner Jugend geläufig geworden seien, stehen geblieben. Diese Ausrede ist doch zu oberflächlich, ganz abgesehen davon, daß der eigentliche Rationalismus über diese Dinge mit viel größerer Sicherheit redete. Denn Moltke ist sich augenscheinlich nicht bewußt gewesen, das einfach festgehalten zu haben, was man ihn in seiner Jugend gelehrt hatte. Das brauchte er den Seinigen nicht als ein Ver-

mächtnis seiner Ueberzeugungen zu hinterlassen. Er hat vielmehr diesen Dingen ein eindringendes Nachdenken gewidmet. Ihm ist auch die Auffassung des Christentums, die Stöcker und der Reichsbote für die allein zulässige halten, keineswegs unbekannt geblieben. Er hat Prediger, die sie vertreten, gehört. Sie haben ihn nicht überzeugt. Er hat auch die Bibel, die beständig auf seinem Schreibtisch lag, gelesen, und es scheint nicht, als wenn er sich eines besondern Widerspruchs mit ihr bewußt gewesen wäre.

Das alles fordert doch eine Erklärung, und ich meine, sie biete sich fast von selbst dar.

In Moltkes Trostgedanken ist vom Glauben kaum die Rede, wohl aber von Glaubenslehren, von Dogmen als von unwichtigen und gleichgiltigen Dingen. Man kann sie „hinnehmen, ohne sie zu prüfen"; man kann sie aber auch, so werden wir in Moltkes Sinn fortfahren dürfen, ohne Schaden auf sich beruhen lassen. Denn der Kern aller Religionen ist die Moral; ihre Glaubenslehren sind nichts als eine gleichgiltige Form. Moltke sagt uns selber, aus welchen Erwägungen dieses Urteil erwachsen ist. Die Dogmen belehren über Dinge, an die das menschliche Begriffsvermögen nicht hinanreicht, denen keine Erfahrung entspricht. Sie tragen das deutliche Gepräge der Unsicherheit. Daher der fortgesetzte Streit über sie, der den Zwiespalt der Meinungen niemals überwunden hat und niemals überwinden wird.

Es ist ein schneidender Gegensatz: das Christentum hat den Blick in die Ewigkeit geöffnet — das Dogma ist unsicher, entzweiend und zerstörend. Das ist der Eindruck, den die Glaubenslehren auf Moltke gemacht haben. Und dieser Eindruck hat offenbar bei ihm auch die Bedeutung mancher Glaubensworte in der Bibel abgeschwächt.

Das ist der Grund, weshalb dieser Mann, der in allem, was er vornahm, vom tiefsten, gewissenhaftesten Ernst beseelt war, und dem deshalb jedes vorschnelle Abweisen des Ueberlieferten und Bestehenden fern liegen mußte, von der Kirchenlehre sich abwandte. Und vollends ernst muß die Thatsache stimmen, die einem jeden unabweisbar sich aufdrängt, daß nicht wenige wohlgesinnte und ernste Männer, denen man weder Leichtfertigkeit noch Unwissenheit vorwerfen darf, es unverhohlen aussprechen, daß nicht das Christentum, wohl aber das Dogma ihnen wie weiten Kreisen eine Unmöglichkeit geworden sei. Ich lasse zwei dieser Männer reden. Otto von Leixner (1888 bis 1891. Soziale Briefe aus Berlin. Mit besondrer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen. Berlin, 1891.*) S. 267) sagt:

„Das unleugbar in weiten Kreisen des gebildetern Mittelstandes sich steigernde religiöse Bedürfnis wendet sich immer mehr vom Dogmenglauben ab; es will Brot, nicht Steine, zu denen die meisten Glaubenssätze sich verhärtet haben. Nur langsam lernt das hie und da ein Priester oder Gottesgelehrter einsehen. Und da der Kirchenglaube so oft abgestanden ist, so tasten die Geister unsicher umher. Welche seltsame Menge wirrer Gedanken begegnet dem, der diese Geisteskämpfe betrachtet! In ganz Europa, und so auch bei uns. Man sucht den Buddhismus für uns schmackhaft zu machen; man baut Religionen der Moral, des Gewissens, des Geistes auf . . . . Arme Weber in weltentlegenen Thälern und Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Offiziere und sonstige Glieder der höhern Stände in der Weltstadt, so verschieden ihre Anschauungen sind und sein mögen, begegnen sich in dem einen Triebe, den man als Sehnsucht nach einer Neugestaltung des Glaubensstoffes bezeichnen dürfe."

Und Moriz Carriere (Lebensbilder. Leipzig, 1890. S. 133):

Seit Jahren ist in Deutschland die innere Mission wirksam, um vom Evangelium aus durch Liebeswerke, durch Trost und Belehrung der verwahrlosten Kinder, der verirrten Männer und Frauen sich anzunehmen, Leib und Seele zu retten, und zur Ehre der strenggläubigen, am Augustinisch-Lutherischen Dogma von Sünde und Erlösung durch den Glauben an Jesus und seinen Opfertod festhaltenden Theologen sei es gesagt, daß sie mit gutem Beispiele vorangehen und erfolgreich wirken. Aber sind nicht vielfach die Gebildeten, die sich an die Naturwissenschaften haltenden, dadurch aus den Kirchen hinausgepredigt worden, daß man die Religion, die doch Sache des Herzens, Ergebung in Gott und Einigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen, Versöhnung und ein Leben der Liebe ist, daß man die Religion, sage ich, mit Lehrsätzen über Welt- und Menschenschöpfung, über böse Dämonen, über Wundererzählungen verknüpft, denen die Ergebnisse der Naturforschung unsrer

*) Vergl. Nr. 6 des laufenden Jahrgangs.

Tage widersprechen, denen die Vernunft ihre Zustimmung versagt? Stimmen Sie da mit Strauß überein, daß die Wissenden und die Gläubigen verschiedne Wege gehen und nur einander dulden sollen, oder sehen Sie mit mir eins der tiefsten Leiden und Gebrechen unsrer Zeit darin, daß sich eine Kluft bildet und befestigt zwischen großen Kreisen des Volkes, die schon jetzt einander nicht mehr recht verstehen, und daß Kopf und Herz bei so vielen tüchtigen Menschen nicht mehr im Einklang sind?

Es kommt hier nicht in Betracht, ob alle Einzelheiten in diesen Ausführungen zutreffend sind; nur die Thatsache des überall sich geltend machenden Widerspruchs gegen das Dogma, des tief unbefriedigenden, verworrenen und bedenklichen Zustandes, der dadurch geschaffen ist, sollen sie bezeugen. Moltke hat diesen Widerspruch so gut wie v. Egidy erhoben. Mag er diese Fragen in keuscherer und vornehmerer Art erörtert haben, sachlich stimmt er mit Egidy im Wesentlichen überein.

4

Man reicht hier schlechterdings nicht aus mit den üblichen Wendungen vom Verharren auf einem überwundnen Standpunkt, vom Hochmut der Vernunft und dergleichen, wie sie oft genug zu hören sind. So leicht kann man einen Widerspruch nicht nehmen, der seit dem Mittelalter laut geworden, nie wieder verstummt, sondern immer verbreiteter und geschärfter geworden ist. Was ist denn das Dogma? Ist es wirklich der reine und in allem Wesentlichen für immer giltige Ausdruck des christlichen Glaubens? Oder ist es auf einem Standpunkt entworfen, der notwendig ein vorübergehender sein mußte? Man mag Einzelheiten beanstanden können, in der Hauptsache ist der Nachweis durchaus überzeugend geführt, daß das Dogma das Kind einer Verbindung des christlichen Glaubens mit griechischer Philosophie ist. Nicht nur die Form stammt von dieser, sondern auch ihr Inhalt ist in den Glauben eingedrungen, der dadurch verändert und zu einem Wissen erhoben worden ist. So lange jene Philosophie die herrschende war, konnte das Dogma im großen und ganzen als vernünftig gelten. Als das nicht mehr der Fall war, bot die Vernunft dem Dogma keine Stütze mehr, aber die allmächtige Autorität der Kirche hielt es aufrecht. Die Widersprüche der Vernunft wurden damit beschwichtigt, daß die unfehlbare Kirche, der man glauben mußte, für das Dogma eintrat. Allen Angriffen der Vernunft wurde das Dogma dadurch entzogen, daß die Teile desselben, die den Widerspruch besonders herausforderten, für übervernünftig erklärt wurden. Daß die Vernunft dieses Dogma hatte erzeugen helfen, ward so sehr vergessen, daß man eingestand, die selbständig auftretende Vernunft müsse dem Dogma, das man der Offenbarung gleichsetzte, allerdings widersprechen. Man erklärte sie für unfähig, über Dinge mitzureden, die sie doch vordem schöpferisch gestaltet hatte. Und so erschien es als die Aufgabe des gläubigen Gemüts, des Widerspruchs der Vernunft Herr zu werden und dem Glauben, d. h. dem Dogma sich gehorsam zu unterwerfen.

Die Verbindung des christlichen Glaubens mit der griechischen Philosophie in den ersten Jahrhunderten der Kirche war eine geschichtliche Notwendigkeit. Die Kirche hat das unter gegebnen Verhältnissen Notwendige zum absolut Notwendigen erhoben; sie hat es verewigen wollen. Die katholische Kirche, die konservativste Macht der Welt, hat dieses Außerordentliche vermocht. Ihr unfehlbares Lehramt, vor dem jeder Zweifel verstummen muß, konnte widerspruchsvolle Forderungen stellen. Es konnte verlangen, daß das von der Vernunft entworfne Dogma als über die Vernunft hinausgehend anerkannt werde; daß unter das, was eine frühre Vernunft geschaffen hatte, die Vernunft der Spätern sich beugen solle. Der Protestantismus, der die Dogmen der alten Kirche im Wesentlichen übernahm, mußte auch diese Forderungen sich aneignen. Aber er besaß nicht die Mittel, dem Dogma zu ewiger Jugend zu verhelfen. Ihm fehlte das unfehlbare Lehramt, und rettungslos zerbröckelte das Dogma. Niemand konnte der fortgeschrittenen Vernunft wehren, daß sie die Arbeit der Vernunft, wie sie im Dogma vorlag, kritisirte, daß sie ausschied und nur das festhielt, was die Prüfung der Vernunft bestand. Das waren Sätze über das Dasein und Wesen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die als vernünftig zu allen Zeiten der Christenheit einleuchteten, von denen auch die alte Dogmatik eingestand, daß

sie die Vernunft aus sich selber finden könne. Sie sind uns auch in Moltkes „Trostgedanken“ begegnet.

Obwohl das Dogma den Anspruch erhebt, es gehe über die Vernunft hinaus, so wendet es sich doch an die Vernunft, denn es teilt ein — sagen wir Glaubenswissen über göttliche Dinge mit, das mit dem Verstande begriffen werden muß. Man wird das bestreiten; man wird sagen, das Dogma wende sich an Herz und Willen. Das ist eine Täuschung. Nicht das Dogma thut das, sondern der in ihm enthaltne christliche Glaube. Das Evangelium ist eine rettende Gotteskraft, die sich am Gewissen bewährt, die erlebt und erfahren werden muß. Im Dogma bleibt vieles notwendig ein äußerliches Wissen des Verstandes, der persönlichen Aneignung unfähig. Was das Dogma etwa über die Dreieinigkeit, die Menschwerdung des ewigen Sohnes Gottes, das Abendmahl lehrt, diese mühseligen und spitzfindigen Konstruktionen hat noch niemals jemand in persönlicher Glaubenserfahrung erleben können. Nun werden auch die Anhänger des Dogmas nicht behaupten wollen, daß der Glaube im Sinne des evangelischen Christentums ein Fürwahrhalten eines bestimmten Quantums gewisser Lehren sei. Sie werden sagen, es sei vor allem Zuversicht, Vertrauen. Wie aber entsteht dieses Vertrauen? Doch wahrhaftig nicht so, daß man unverständliche heilige Geheimnisse, die eine kirchliche Gemeinschaft darbietet, mit gutem Willen annimmt. Das würde niemals zu der Zuversicht des Glaubens führen, die doch Stand halten soll im Leben und im Sterben. Andrerseits kann der Glaube auch nicht aus der Innerlichkeit des Gemüts allein erwachsen. Er würde dann ein Gemisch von Meinungen und ästhetischen Stimmungen sein, nicht aber unerschütterliche Gewißheit. Es liegt vielmehr zu Tage, daß jeder starke und gesunde Glaube einer Autorität bedarf. Das Wort wird vielleicht befremden, denn die Zeit der Autoritäten scheint vorüber zu sein. Man denkt gern daran, wie auch der selige Feldmarschall that, daß der denkende Geist keine Autorität über sich erkenne. In der Theorie mag das so erscheinen; in Wirklichkeit steht ein jeder unter dem unwiderstehlichen Einfluß der zur Zeit herrschenden Vernunft; sie wird ihm, wenn auch unbewußt, zur Autorität. Der Glaube kann faktisch einer solchen nicht entraten; er würde ohne sie gar nicht existiren. Denn seine Zuversicht muß sich auf etwas stützen, sein Vertrauen muß ein Fundament haben. Menschengedanken können ihm keinen Halt bieten.

Man spricht von der Liebe Gottes wie von einer ganz selbstverständlichen Wahrheit. Aber was berechtigt dazu? Nur Eines in der ganzen Geschichte und Erfahrung der Menschheit: daß in Christus die Liebe Gottes sich offenbart, Gottes Herz in ihm sich uns erschlossen hat. Nur daraus können wir die Zuversicht schöpfen, daß Gott, der Vater Jesu Christi, auch unser Vater sein will, von dem wir Vergebung erlangen, und in dessen Reich wir ein neues Leben führen sollen und können. In Christus tritt dem Menschen die göttliche That der errettenden Liebe entgegen; wenn sie sein Herz bezwingt, wenn er sie erlebt und all sein Vertrauen und Zuversicht auf sie setzt — das ist Glaube. So wird Jesus Christus die einzige Autorität, die es für den Glauben giebt; keine menschliche, sondern eine göttliche, keine ihm äußerlich gegenüberstehende, sondern eine innerlich erlebte. Auf diese Weise hat der Glaube einen festen Halt und unerschütterliche Gewißheit. Nun erst kann er das Wort erleben: ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Und nur die Lehren können Glaubenslehren sein, die erlebt, die fromme Gesinnung werden können. Man erkennt das sehr deutlich an allem, was Jesus selbst gelehrt hat. Sein schlichtes Evangelium in all seinem erschütternden Ernst, all seiner gewinnenden Freundlichkeit und überwältigenden Hoheit war jedermann zugänglich; auch der Zöllnerglaube hat es fassen können. Wenn dagegen die Glaubenslehre durch menschliche Weisheit das Unergründliche aufschließen will, wenn die Vernunft die Offenbarung zu stützen meint, indem sie das ergrübelt, was nun einmal nicht offenbart ist, wenn sie das begreiflicherweise nur vermag durch ein künstliches Gebäude widerspruchsvoller Gedanken und sie hinterdrein für übervernünftig ausgiebt, so dient sie wahrlich der Frömmigkeit nicht, sondern lenkt von der einzigen Hauptsache ab: daß der Glaube persönliches Erlebnis ist. Dann bleibt nur die Wahl: entweder ist der Glaube ein Fürwahrhalten unbegreiflicher Lehren, und dann ist das unfehlbare Lehramt nötig, um ihn zu erzwingen; oder er ist persönliches Erleben, Zuversicht, Vertrauen, und dann vermag er zu unbegreiflichen Lehren keine innere Beziehung zu gewinnen, es sei denn eine künstliche und eingebildete.

5

Es ist keineswegs ein Zeichen wachsenden Unglaubens, sondern es ist eines jener Gerichte, die sich im Gange der geschichtlichen Entwicklung oftmals vollziehen, wenn das Dogma unaufhaltsam seiner Auflösung entgegengeht. Seit den Tagen der Aufklärung ist der Dogmenglaube thatsächlich entwurzelt. Das Dogma hat sich von ihren Schlägen nicht erholt. Die zur Mode gewordnen verächtlichen Seitenblicke auf den Rationalismus ändern an dieser offenbaren Thatsache nicht das Mindeste. Wer den Dingen nur einigermaßen auf den Grund blickt, erkennt mit Leichtigkeit, daß der Abfall vom Dogma ein allgemeiner ist. Im Sinne der orthodoxen Dogmatik ist keiner mehr rechtgläubig. Nur ein kümmerliches Dasein fristet das Dogma noch, und die, die es halten möchten, vermögen das nur durch ein Thun von etwas greisenhaftem Anstrich. Sie bieten uns nicht eine lebendige Reproduktion des Dogmas, keine frische Neugestaltung; sie finden sich in kümmerlicher Weise mit ihm ab, sie putzen seine ehrwürdige Gestalt durch Einfälle auf, die nicht selten seinen eigentlichen Sinn in Frage stellen. Sie erlauben sich Abzüge am Dogma, und es kennzeichnet die eingerissene Verwirrung, daß ein jeder nur die Abzüge, die er sich selber erlaubt, für allgemein erlaubt hält. So die Theologen. Und die Laien, vor allem die Gebildeten und Denkenden unter ihnen, sofern sie nicht mit allem, was Religion heißt, gebrochen haben? Sie werden sagen: Ist es wahr, daß der Glaube selig macht, so können uns nur Glaubenslehren zugemutet werden, deren beseligende Kraft ein jeder persönlich an sich erfahren kann. Die Religion ist die persönlichste Angelegenheit des Menschen. Er will und muß in ihr persönliche Befreiung, Läuterung, Erhebung und Beseligung erleben. Sie darf ihm keine Lasten aufbürden, keinen innern Zwiespalt erregen. Thut sie das, dann tritt jener Fall ein, den wir bei Moltke konstatirt haben. Die Glaubenslehren erscheinen unsicher, Streit erregend, dem Verständnis widerstrebend. Man macht Abzüge an ihnen, wie auch die Theologen thun, nur daß viel durchgreifender verfahren wird. Was als vernünftig einleuchtet, wird festgehalten, alles Andre — und es ist gerade das, was das Wesentlichste des Christentums enthält — wird preisgegeben als Hülle und Schale. Als Rest verbleibt ein Vernunftglaube, dem aber das Fundament fehlt, worauf ein wirklich zuversichtlicher Glaube sich erheben könnte, und die sittlichen Ideale, die die Kirche verkündigt. Das Dogma hat natürliche (vernünftige) und geoffenbarte (übervernünftige) Theologie in sich vereinigt. Es ist daher völlig begreiflich, wenn dem Dogma, wo es in Geltung steht, der Rationalismus wie ein Schatten zur Seite wandelt. Mir ist nicht zweifelhaft, daß der Rationalismus wesentliche Elemente des Christentums festgehalten hat; ich würde mir nie beifallen lassen, ihn Unglauben zu schelten. Aber ebensowenig ist mir zweifelhaft, daß das rationalistische Christentum in der Luft schwebt, mag auch der Einzelne sich dessen nicht bewußt werden. Es beruht auf vernünftigen Erwägungen; aber die Vernunft hat noch nie Glauben erzeugt und kann ihn auch nicht erzeugen. Es kann sich auch nicht darauf berufen, daß es wissenschaftlich gesichert sei. Diese Illusion hat Kant vollständig zerstört. Es fehlt ihm eben das, worauf die eigentliche Zuversicht des Glaubens sich stützt: die Anerkennung der Thatsache, daß in Christus sich der lebendige Gott uns offenbart hat. Und dennoch ist es sicherlich weit verbreitet. In dem Buch eines Engländers über Deutschland, der offenbar namentlich unter den Gebildeten sich umgethan hat, habe ich die Bemerkung gefunden: „Diejenige Kenntnis Gottes, die Er uns gewährt hat, wird uns offenbart durch den Kausalitätsbegriff und durch unsre Auffassung der Pflicht.“ *) Mit

*) Sidney Whitmann, Das kaiserliche Deutschland. 1889. S. 29.

diesem denkbar Dürftigsten werden freilich nur wenige sich begnügen; aber daß so viele ernste und treffliche Männer auf einem Standpunkt verharren, der das wirkliche Christentum doch nicht zu seinem Rechte kommen läßt, zeigt deutlich die innere Zerfahrenheit des deutschen Protestantismus. Vollends überraschend tritt sie zu Tage, wenn das Deutsche Protestantenblatt Aeußerungen dieses Standpunktes als „eine Frühlingsbotschaft“ feiert.

6

Daß es dahin gekommen ist, scheint erklärlich genug, doch auch die Folgen können bedenklich genug sein. Der unüberwindliche Anstoß, den das Dogma so vielen bereitet, hat die Meinung veranlaßt: auf die christliche Lehre komme es nicht an; das praktische Christentum sei die Hauptsache. Darunter versteht man die sittlichen Ideale des Christentums, die Humanität, dieses ebenso viel bewunderte als ebenso wenig verstandne Wort. Diese Ideale sind nun so beschaffen, daß sie auf Erden keine Verwirklichung zu erwarten haben. Im Gegenteil: daß der Einzelne heranreifen soll zu einer sittlich vollendeten Persönlichkeit, daß alle verbunden sein sollen in lauterer Liebe — das sind Ziele, die angesichts der Wirklichkeit leicht als Schwärmerei erscheinen können. Ohne den christlichen Glauben an die vergebende Liebe Gottes, an das ewige Reich Gottes und an den, der beides verbürgt, kann kein Mensch den Mut haben, sich diesen Idealen mit wirklichem Ernst hinzugeben. Ein Ideal, neben dem die Hoffnungslosigkeit, es je zu verwirklichen, steht, ist, wenn man offen sein will, sinnlos und unbrauchbar. Wenn es je dahin kommen sollte, was Gott verhüten wolle, daß die leitenden und führenden Kreise unsers Volkes sich entschieden vom Christentum als Religion abwenden, weil sie die kirchliche Lehre sich nicht aneignen können, daß sie nur die christliche Moral festhalten, dann würde nur Eines übrig bleiben: die hohen Ideale des Christentums werden von ihrer Höhe herabsteigen müssen, man wird sie beschneiden müssen; nur diese verstümmelten Ideale würden dann eine Wirkung ausüben können. Verstümmelte Ideale — es würde des Christentums Ende unter uns sein.

Das Christentum ist stets praktisch; ein theoretisches Christentum wäre ein Unding. Wenn irgend etwas unauflöslich verbunden ist, so ist es Religion und Sittlichkeit im Christentum. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, daß es auf die christliche Lehre nicht ankomme. Aus dem, was eben ausgeführt ist, wird einleuchten, daß alles darauf ankommt, daß von dem Glauben an den lebendigen Gott, der in Christus sich geoffenbart hat, recht gelehrt werde. Nur daß diese Lehre keine abstrakte Theorie, sondern praktische und erlebbare Glaubenslehre sei! Religiöse und sittliche Erfahrungen sind im Christentum auf das innigste mit einander verwebt. Sittliche Erfahrungen sind es vor allem, die zum Glauben führen, und wenn der Glaube in einem Herzen entsteht, so vollzieht sich gleichzeitig eine Umwandlung in demselben. Glaube und innere Erneuerung ist in der Erfahrung ein untrennbares Ganzes. „Glaube ist ein göttlich Werk in uns, sagt Luther, das uns wandelt und gebiert aus Gott.“ Der Glaube ohne sittliches Thun ist tot, und diesem fehlt die lebendige Kraft ohne den Glauben. Der eigentliche Unglaube hat noch nie und nirgends rechte Gesinnungen und Thaten erzeugt. Es ist schwer zu begreifen, wie Stöcker den greisen Feldmarschall bedeuten konnte, „Moral sei noch keine Religion, vielmehr sei es eins der gesichertsten Ergebnisse der Religionswissenschaft, daß Religion und Moral, obwohl vielfach sich berührend, doch prinzipiell verschieden seien, jene die Beziehung auf Gott, diese das Verhältnis zur Sittlichkeit.“ Was prinzipiell verschieden ist, wie soll das prinzipiell zusammen gehören können? Der Vertreter des Dogmas zerschneidet die unauflösliche Einheit von Religion und Sittlichkeit im Christentum; er läßt nur eine vielfache Berührung gelten — eine arge Verkennung des wirklichen Christentums.

Auch das ist ein Zeichen vorhandner Verwirrung. Nicht das gegenwärtige Geschlecht oder irgend eine kirchliche Partei hat sie verschuldet; die geschichtliche Entwicklung der Dinge bringt sie mit sich, die offenbar einem Neuen zustrebt. Die Protestantische Kirchenzeitung, deren Besprechung von Moltkes

„Trostgedanken“ sich sehr vorteilhaft von manchen andern unterscheidet, weist mit Recht darauf hin, daß die theologische Wissenschaft und das evangelisch-kirchliche Gemeinschaftsleben hier vor eine große und schwere Aufgabe gestellt seien. Doch wird man sagen dürfen, daß die Art ihrer Lösung uns keineswegs völlig klar ist. Wir durchleben augenscheinlich eine Zeit des Uebergangs. Das Dogma verfällt unaufhaltsam; ein Neues bahnt sich an, gefunden ist es noch nicht. Auch die bestehenden Formen des kirchlichen Gemeinschaftslebens erfahren eine Kritik, die man nicht unberechtigt nennen kann. Der Protestantismus hat zur Zeit thatsächlich eine *religiöse Frage*. Wer die Dinge sieht, wie sie liegen, muß den Mut haben, das anzuerkennen. Es liegt kein Grund vor, daß diese Thatsache uns beängstige. Denn die religiöse Frage ist nicht mutwillig auf die Tagesordnung gesetzt; die geschichtliche Entwicklung hat sie uns aufgedrängt. In dieser Erkenntnis wird man milde urteilen über die Ungewißheit und Ratlosigkeit vieler und in dem überall unruhig aufstrebenden Neuen nicht ein Zeichen des Unglaubens, sondern lebendigen religiösen Bedürfnisses sehen. Es ist leicht, an dem Alten mit zähem Eigensinn festhalten, ebenso leicht, mit dem Dünkel des Besserwissens das Alte rundweg abthun; aber schwer ist die Besonnenheit, die das Alte würdigt und dem Neuen sein Recht werden läßt.

Ob in allmählicher Entwicklung oder durch einen jener Stürme, die in der Geschichte das überlebte Alte stürzen, das Dogma schwinden wird — wer kann es sagen? Wir werden vielleicht noch lange vom Dogma, dieser Arbeit von Jahrhunderten, lernen können, aber seine Herrschaft ist schon jetzt gebrochen. Gewiß ist, daß es weichen wird, nachdem es lange Zeit die nicht unwürdige Hülle des Glaubens gewesen ist. Das Evangelium, das ewige, wird bleiben. Es bedarf nicht menschlicher Spitzfindigkeiten, noch weniger kirchenregimentlichen Schutzes und des vorlauten Lärmens der Parteien. Es zeugt in seiner schlichten und überwältigenden Herrlichkeit für sich selbst.

Wer in dieses Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, sich versenkt, dem enthüllt es eine ewige Welt. Eine wunderbare Einheit von Glauben und Thun; alles groß und frei und weit, und dabei unendlich schlicht und einfach. Nur weniges, aber dieses mit höchstem Ernst verlangend: ein Leben im Glauben an den, der allein den Vater offenbart, und ein Leben in der Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist. Aber keine Glaubenssatzungen, die den schlichten Glauben belasten, sondern Freiheit für die Gedanken der Glaubenden, die in das Unergründliche sich wagen, von dem doch alle nur stammelnd reden können. Vor der unvergleichlichen Größe dieses Evangeliums muß das Dogma als eine Verengung und Verkleinerung erscheinen. Auch in der Religion gilt, daß das Einfache zugleich das Tiefste und Mächtigste, aber auch das Schwerste ist. Es ist das Evangelium selbst, das die tausendjährige Hülle des Dogmas sprengt — das alte Evangelium, das damit einen neuen Siegeszug beginnen wird.

J C

Johann Salomo Semler,

ein deutsches Gelehrtenleben aus dem achtzehnten Jahrhundert

4

Das eine Jahr an der kleinen Universität, das nun begann, ist Semler in der schönsten Erinnerung geblieben.

> Ich habe, sagt er, weder vor noch nachher einen Ort kennen gelernt, der so viel ungestörtes großes Vergnügen für Gelehrte gewährt hätte. . . . Wir genossen auch von den meisten Professoribus einen sehr freundschaftlichen Umgang und also so viel menschliches, reines, ruhiges Vergnügen, als ich nachher in keinem Jahre wieder zusammen vereiniget gefühlt habe. Dreimal glückseliges Altdorf! Es hatte preiswürdige Männer und durchaus gnädige Patronen der Gelehrten.

Von den neuen Kollegen berichtet Semler einige mehr oder weniger interessante Züge und Lebensumstände. Dann faßt er seinen Eindruck von ihrer Gemeinschaft in die Worte zusammen:

> So viel brave Leute machten sich ihr Leben vergnügt; sie übertrugen ein oder zwei Köpfe, die nicht eben ihres gleichen waren; so war die Universität in glücklicher Harmonie.

Auch für die Behäbigkeit des äußern Lebens gab es in Altdorf allerlei fürsorgliche Einrichtungen. In dem schönen Kollegium hatten vier bis fünf Professoren mit ihren Familien ihre Wohnung. In einem großen Auditorium unten im Hause wurde bei festlichen Gelegenheiten, wie an dem Stiftungstage der Universität, fröhlich getafelt. Diese besaß selbst das dazu nötige Tischzeug an Wäsche, Zinn und Zubehör, nebst einigen sehr ansehnlichen Pokalen, von denen einer, der sogenannten Willkommen, den Fremden oder neuen Mitgliedern dargereicht wurde. Er war so groß, daß Semler aufstehen mußte, um den hohen Deckel aufzuheben. Den Pedellen floß bei dieser Gelegenheit ein gutes Trinkgeld zu.

Auch in der schönen Umgegend von Altdorf hatten die Universitätsverwandten ihre besondern Vergünstigungen. In einem stillen Hain gab es für jede Fakultät einen eignen Gang, wo man bei angenehmer Jahreszeit die Professoren meist antreffen konnte. Diese gingen auch auf einem benachbarten Gute, das einer Generalin von Haller gehörte, ein und aus. Sie hatten dort den Sommer über ihre freien Zimmer und die Gelegenheit, sich am Billardspiel zu erfreuen. Dazu war das Leben in Altdorf sehr billig, und nach dem benachbarten Nürnberg hatten die Professoren meist freie Fahrgelegenheit. Andrerseits wurden von diesen zumal die der theologischen Fakultät durch manche Pflichten recht in Anspruch genommen, bei denen ihre wissenschaftlichen Bestrebungen allerdings nicht sehr zu ihrem Rechte kamen. Die drei theologischen Professoren waren nämlich zugleich Prediger, und als solche hatten sie nicht nur für Altdorf selbst, sondern nach altem Brauch auch für die ganze Umgegend die Kasualien zu besorgen. Wenn nun die Bauern ihre Kinder nach Altdorf zur Taufe brachten, oder wenn vom Wirtshaus aus die zunächst dorthin gebrachten Särge, denen einige Schüler zwei oder vier Kerzen voranzutragen pflegten, auf den Gottesacker vor der Stadt geleitet wurden, mußte der Professor der Theologie seine Vorlesungen einfach unterbrechen, um bei solchen Gelegenheiten seinen Dienst zu thun. Und diese zeitraubenden Vorfälle ereigneten sich fast alle Tage. Daraus flossen aber auch die Haupteinkünfte der Theologen, und zwar bezogen sie diese in Gestalt von Naturallieferungen in einer Fülle, die den eignen Hausbedarf bei weitem überstieg. Semlers hatten geradezu eine regelmäßige Quartalrechnung bei einer Theologenfrau, die ihren Ueberfluß an Fleisch, Gemüse, Eiern, Butter, Bier und andern Lebensmitteln an sie absetzte.

Unter diesen Umständen konnte sich Semler begreiflicherweise nicht dazu entschließen, in die theologische Fakultät überzugehen, als sich ihm während seines Aufenthalts in Altdorf die Gelegenheit dazu darbot. Er dachte überhaupt nicht an eine Veränderung, da er durch seine Thätigkeit und seine sonstigen Verhältnisse in Altdorf völlig befriedigt war. Ruhig las er in den gelehrten Zeitungen die Nachrichten von Vakanzen an andern Universitäten, ohne daß er sich deswegen Sorge gemacht hätte. Da erhielt er plötzlich ein halbes Jahr nach seiner Ankunft in Altdorf unvorbereitet einen sehr ehrenvollen Ruf als Professor der Theologie nach Halle. Dieses Ereignis beraubte Semler zunächst aller seiner Fassung:

> Welch ein trüber Abend, sagt er, und trübe Nacht folgte auf diese so ungeheure fürchterliche Entdeckung für mich! Meine Unruhe wurde nicht geringer, als der Tag wieder anbrach; ich war und blieb ganz zerstöret, ganz verwirret möchte ich es nur nennen. Mein bisher wahrhaftig glücklicher Zustand schien mir also auf einmal weiter nichts zu sein, als eine Vorbereitung, die mir die Providenz schenken wollen, um nun mich zu Entschließungen fertig zu machen, die freilich nicht eine sichtbare gewisse Fortsetzung unsrer so großen, so völligen Zufriedenheit über unser so unzweifelhaftes wirklich glückseliges Leben in sich begriffen.

Im trübsten Lichte sieht Semler die Beschwerlichkeiten eines neuen Umzugs. Aber es war doch nicht bloß Schwerfälligkeit und Unternehmungsunlust, weshalb er seiner Frau die Ueberſiedelung an einen ihr ganz fremden und viel größern Ort erspart wissen wollte. Nach langer Ueberlegung entschloß sich Semler endlich dazu, den Ruf abzulehnen, obgleich sein Gönner Baumgarten, auf dessen ursprüngliche Anregung hin das Anerbieten erfolgt war, ihn brieflich aufs freundlichste gebeten hatte, als sein Gehilfe und Mitarbeiter in die Hallische Fakultät einzutreten. Aber gerade das Bewußtsein seines großen Abstandes von dem verehrten Lehrer gab den Ausschlag dafür, daß Semler dem Etats- und Kriegsminister von Dankelmann, in dessen Departement diese Angelegenheit fiel, erklärte, auf die vorteilhafte Stellung in Halle verzichten zu wollen. Dennoch wurde der Ruf einige Wochen später noch einmal wiederholt, und wenn Semler auch jetzt wieder, nachdem der Nürnberger Rat inzwischen seine Stelle in Altdorf nicht unwesentlich aufgebessert hatte, bei seiner Ablehnung zu bleiben gedachte, fügte er doch unter dem Eindruck der Ermahnung seines Vaters, allein auf Gott zu sehen und nicht aus bloß menschlichen Absichten einer Schule der Prüfung sich zu entziehen, seinem zweiten Absagebrief eine Nachschrift hinzu, in der er vielmehr die Bereitwilligkeit durchblicken ließ, sich in Halle anstellen zu lassen, wenn man „kein besseres und sogleich nützliches Subjekt" nehmen wollte. Erschwert wurde Semler seine nunmehrige Einwilligung in das Vorhaben der preußischen Regierung besonders noch dadurch, daß einige um seinetwillen zurückgesetzte und andre ihm mißgünstige Personen unter den Professoren und Studenten in Halle gegen ihn Stimmung zu machen wußten und mit ihren Insinuationen auch bei solchen nicht ganz ohne Eindruck blieben, die sonst Semler hochhielten und ihm wohlwollten. Als dieser zuerst den Ruf abgelehnt hatte, war daher allgemeiner Jubel in Halle gewesen, und wer gewettet hatte, daß Semler das Anerbieten annehmen würde, der bezahlte mit Freuden seine verlorne Wette.

Jene Intriguen vermochten aber den weitern Verlauf der Sache selbst nicht mehr zu hemmen. Im Oktober verließen Semlers Altdorf an demselben Tage, an dem sie vor einem Jahre ihren Einzug dort gehalten hatten. Die Reise verlief nicht ohne Lebensgefahr für Semlers Frau. In Koburg schenkte sie ihm eine Tochter, die aber nach wenigen Tagen schon wieder starb. Den Schmerz über diesen Verlust trug jene mit der ihr eignen Entschlossenheit, die Semler nicht genug zu rühmen weiß.

> So wahr ist es, sagt er, daß eine würdige Frau nicht bloß zu unschuldigen Belustigungen und artigen Kleinigkeiten aufgelegt ist, sondern Talente haben kann, die ihr einen sehr großen Wert beilegen.

Nun lag es Semler zunächst noch ob, sich die theologische Doktorwürde zu erwerben. Auf Baumgartens Rat unterzog er sich den dazu erforderlichen Leistungen nicht in Halle, sondern in Altdorf, wohin er von Koburg aus im Februar noch einmal zurückkehrte. Er hatte das Glück, in dem Examen gerade nach solchen Dingen gefragt zu werden, über die er am Abend vorher zufällig noch einiges gelesen hatte. Und zur Ehre der Herren Professoren freute er sich, bezeugen zu können:

> Was sich sonst wohl von selbst verstünde, wie ich wenigstens dachte, daß sie selbst kein Buch, auch keine Papiere und Zettel bei ihrem Examine hatten und sich damit die Sache erleichterten; wie ich doch Fälle weiß, wo Professores aus einem Zettel in einem Buche sogar alle Worte der Fragen, die sie thun wollten an den Candidatum Theologiae, aufgeschrieben hatten.

Auch die Disputation verlief ganz nach Wunsch, und nachdem so alle Vorbereitungen erledigt waren, trat Semler endlich sein neues Amt in Halle an, wo er mit seiner Frau am 14. April 1753 eintraf und die ersten fünfzehn Jahre in der Nähe von Baumgarten dieselbe Mietswohnung inne hatte, bis er sich ein eignes Haus erwarb. O R

The History of David Grieve

by Mrs. Humprey Ward

(Tauchnitz edition. 3 volumes)

2

Die Frage, ob „The History of David Grieve" einen Fortschritt gegen „Robert Elsmere" bezeichnet, wird von verschiedenen Gesichtspunkten aus verschieden beantwortet werden müssen. Die uns hier vorgeführten Menschen sind — mit Ausnahme des Helden — ihrem ganzen Niveau und ihren Lebenszielen nach, weniger hoch gegriffen. Auch mehr Durchschnittsnaturen, während uns dort eine Reihe eigenartiger, bedeutender und namentlich anziehender Menschen entgegentritt. Diese Konzession an den modernen Naturalismus, der eben keine Ausnahmemenschen schildern will, scheint uns das Interesse des Buches dem ersten Roman gegenüber wesentlich zu beeinträchtigen. Denn David Grieve allein kann uns nicht für Gestalten wie Katharine,

Rose und Langham entschädigen, zumal er bei aller Verschiedenheit bedeutende Familienähnlichkeit mit Robert Elsmere aufweist.

Fragt man dagegen nach der symptomatischen Bedeutung, der Tendenz des Buches, so wird man das religiöse Problem hierals wesentlich vertieft bezeichnen müssen.

Sein dichterischer Schwerpunkt liegt im ersten Bande. Die englische Litteratur dürfte seit George Eliots verwandten Schilderungen in The mill on the Floss nichts Ebenbürtigeres hervorgebracht haben. Nur gestaltet George Eliot mehr aus einem Guß. Die Ansichten und Ueberzeugungen ihrer Menschen quellen organisch aus ihrem Innern. Mrs. Ward dagegen kommt es vor allem darauf an, bestimmte Ansichten, geistige Strömungen darzustellen, in die sie ihre Gestalten gewissermaßen erst einhüllt. Oft gelingt es ihr, Gestalt und Gewandung zu überzeugender Plastik auszumeißeln, aber nicht durchweg.

Die Anlage des Romans beruht auf glücklichster poetischer Konzeption. Aus den ererbten Anlagen von Vater und Mutter wachsen die Triebe und das Geschick der Kinder empor. Es treten nicht wie in Robert Elsmere anfangs Personen auf, die nur Statisten sind und, ohne die Handlung irgendwie zu fördern, wieder von der Bildfläche verschwinden. Wer auftritt, hat auch Bezug zu der Entwickelung des Helden, und in dieser Entwickelung erschließt sich uns nach und nach sein Charakter. Die Darstellung seiner Kindheit bleibt das Vollendetste. So lebendig uns auch die Wirkung der Pariser Eindrücke auf den Jüngling veranschaulicht wird, so sehr die Verfasserin mit den dortigen Lebensbeziehungen vertraut ist: in der Darstellung dieser Verhältnisse mit den Franzosen auf ihrem eigensten Terrain in die Schranken treten, bleibt ein gewagtes Unterfangen. Man fühlt, daß sie hier nicht aus dem innern Lebensquell ihres Volkes, der zugleich der ihre ist, schöpft; daß sie sich in etwas Fremdes, wenn auch mit großem Geschick hineingearbeitet hat. Man glaubt den ausländischen Accent zu hören; und die Erinnerung an das Vorbild der Elise Delaunay — Maria Bashkirtseff — drängt sich einem sofort auf.

In dem dritten Bande vermißt man vor allem eins. Wir sind eng vertraut mit Davids Häuslichkeit, mit seinen innern Beziehungen zu Weib und Kind, Schwester und Freunden; wir hören viel sprechen von seinem Wirken nach außen, aber wir thun keinen Blick in diese Wirksamkeit selbst. Hat Mrs. Ward sich gescheut, dadurch in eine Wiederholung ihres Robert Elsmere zu verfallen? Die Gefahr war nicht groß, da David Grieves Bedeutung als Arbeitgeber auf anderm, vorzugsweise sozialem Gebiete liegt. Wir haben in den beiden ersten Bänden Beweise seiner Beredsamkeit vernommen, das Zündende seiner Natur verspürt. Jetzt klingt nur ein matter Wiederhall von der Bedeutung des reifen Mannes für das öffentliche Leben an den gemütlichen Theetisch herüber, an dem Sandys Geplapper überwiegt. Es verlangt uns, teilzunehmen an dem Thun des Mannes, den wir schrittweise haben werden sehen. Statt dessen erhalten wir Einblick in sein Tagebuch. Neue Enttäuschung. Weshalb Mrs. Ward sein Bedürfnis nach dieser vertrauten Aussprache mit seiner halb französischen Abkunft entschuldigt, ist nicht ersichtlich. Sein Wesen kommt garnicht darin zum Ausdruck. Es fehlt ihnen jeder individuelle Zug und Zauber. Wenn ein Mensch von Davids Temperament und poetischer Gemütsart sich Tagebuchblättern anvertraut, dann stürmt ein andrer Geist durch die Seiten als in diesen blutleeren Blättern. Man wende uns dagegen nicht angelsächsische Zurückhaltung ein. Man denke nur an Mrs. Carlyles Ergüsse, an Kingsleys und Robertsons Briefe. Nein, so fein Mrs. Ward gelegentlich über ihre Gestalten reflektirt, so sehr fällt das, was sie als innerstes Geistesleben ihres Helden geben will, aus dem Rahmen der Zeichnung, die sie selbst von ihm entworfen. Was sie ihm in die Feder diktirt, sind oft schöne, zuweilen tiefe Gedanken — aber aus zweiter Hand geschöpft. Daher erscheinen die Züge seiner männlichen Jahre dem Bildnis seiner Jugend gegenüber verschwommen.

Damit kommen wir zu dem religiösen Inhalt, der Tendenz des Buches. Gegen „Robert Elsmere", sagten wir, erscheint sie wesentlich vertieft. Schon das ist bemerkenswert, daß David nur als ein Suchender hingestellt wird, nicht als einer, der einen endgültigen Abschluß gefunden hätte und mit einer abgeschlossenen Formel vor andre hinträte. Er bleibt sogar in der Kirche und hat sein Kind taufen lassen.

Mehr noch als in Robert Elsmere wird direkt Bezug genommen auf die Ergebnisse deutscher Theologie. David gelangt zu ihm unumstößlichen Ueberzeugungen durch den kategorischen Imperativ, eine der Normen, von denen Ernst Curtius sagt, daß sie wohl „gefunden, aber nicht erfunden werden können". So heißt es in einer Unterredung mit seiner Frau:

Unser Gutsein — unvollkommen und im Kampfe liegend . . . kann nur Schatten und Zeichen des Gutseins in Gott sein. Unser höchster Begriff von menschlicher Zartheit, Heiligkeit, Wahrheit . . . kann uns nur eine Ahnung von dem allerkleinsten Bruchteil dessen geben, was göttliche Zartheit, Heiligkeit, Wahrheit sein muß. Kein Argument kann uns beweisen, obwohl Argumente notwendig und unvermeidlich sind, da der Geist einmal darnach verlangt. Nur unser Leben kann es. Wir müssen es zu Herzen fassen, und jeder kleine Sieg, den wir über unser böses Selbst erringen, ist ein solcher Beweis.

Und ein andermal:

Wenn nun der wahre Schlüssel zum Verständnis des Lebens nicht im Wissen, sondern im Willen läge? Wenn nun Wissen im eigentlichen Sinn dem Menschen endgiltig versagt bliebe, und das Christentum ihm nicht nur das Eine, was ihm wahrhaft not thut, anbietet, sondern auch geben kann — die Erneuerung seines eignen Willens?

Obwohl Mrs. Ward es nicht direkt ausspricht, sieht sie doch in Christus den, der am völligsten den Willen Gottes erkannt und verwirklicht hat. Im Tagebuch lesen wir:

Welche Schwierigkeiten und Geduldsproben bringt der Prozeß mit sich, langsam vordringend den Thatbestand des Christentums festzustellen! Es giebt hier keinen Richtweg — nur Arbeit.

Und nach gethaner Arbeit, was ist der Lohn? Erstens die Wahrheit, die Zweck an sich und kein Mittel zu etwas darüber Hinausliegendem ist. Dann die Auferstehung der großen Gestalt des Christentums selbst, die uns wenigstens in etwa in ihrem ursprünglichen Zauber zurückgegeben wird, dem ersten Eindruck ihrer wahren Natur in Blick und Ton. Durch und über dogmatischen Bewurf, messianische Theorien und wunderliebende Zusätze hinaus, endlich — bruchstückweise die wahre Stimme, die erste und zugleich ewige Bedeutung von Jesus — Paulus — „Johannes!"

Endlich gewinnen wir einen Begriff vom Christentum, in dem wir noch einmal seine dauernde Lebenskraft und Bedeutung empfinden, die unvertilgbare Stellung, die es im Leben der Menschheit einnimmt. Wird es doch einfach zu der Predigt vom Reiche Gottes, die dich, den modernen Europäer, angeht und ergreift. . . .

Ueberall tritt uns der eigne tief religiöse Sinn der Verfasserin und die Wahrhaftigkeit ihrer Natur entgegen. So im Tagebuch:

Seit kurzer Zeit bin ich zu einer viel positivern, fruchtbringendern und menschlichern Auffassung vom Christentum durchdrungen als bisher. Ich möchte mit Freuden an das Christentum der Zukunft glauben. Nur muß der Einzelne sich hüten, seine persönliche Ueberzeugung in Formeln zu kleiden, die den Inhalt seiner Anschauungen übersteigen.

Soviel läßt sich schon jetzt sagen, daß diese Auffassung mehr und mehr von denen Besitz ergriffen hat, deren Gedanken in unserm Jahrhundert am tiefsten in diese Fragen eingedrungen sind und die am uneigennützigsten das Feld des christlichen Altertums durchpflügt haben, die, ausgerüstet mit dem umfassendsten Wissen und am wenigsten durch Zufälligkeiten beirrt, das Christentum als Geschichte und als Philosophie auffassen. Ich habe voriges Jahr viel deutsche Litteratur gelesen und kürzlich ein Buch, das die ganze Entwicklung des religiösen Denkens in Deutschland seit Schleiermacher umfaßt.*) Ein für einen Deutschen höchst ungewöhnliches Werk, weil es erschöpfendes Wissen mit glänzender Darstellungsform verbindet. Alle meine freien Stunden habe ich darauf verwandt. Welche geistige Beweglichkeit! welch ein Reichtum an Sammelfleiß und geistvoller individueller Durchdringung — neue Triebe und Wiederhall in der ganzen Welt wachrufend, Ansichten umbildend langsam und unvermeidlich wie jede Wissenschaft, durch sie schon im Besitz einer großen Vergangenheit und einer großen Zukunft sicher.

Dem gegenüber unser orthodoxes Publikum, die befriedigte Unwissenheit unsrer Geistlichkeit, das feierliche Selbstvertrauen unsrer kirchlichen Presse — was für sonderbare und verwunderliche Phänomene! Wahrscheinlich haben diese beiden Welten aber ihre Analogie in aller Religion, und was der Einzelne in diesen Tagen des äußern Streitens und des Verlangens nach einigenden sozialen Zuständen zu lernen hat, ist „nicht länger mit der Hitze engherziger Abneigung die Unterschiede verfechten, sondern die Ruhe weitherzigen Verständnisses walten lassen.

Wie tief sie den Geist Jesu erfaßt in den Aussprüchen, die ihr unumstößlich feststehen, zeigt ein wirklich geistvolles Wort in Davids Tagebuch, das ein Licht wirft auf seine neutestamentlichen Studien und darüber veröffentlichten Aufsätze:

„Um eures Herzens Härtigkeit willen hat er (Moses) euch solches Gebot geschrieben." Wie tief muß er, der die in diesem Passus uns

*) Wahrscheinlich ist hier Pfleiderers neuestes Werk gemeint: Die Entwicklung religiösen Denkens in Deutschland seit Kant.

mitgeteilten Worte gesprochen hat, die Ehe aufgefaßt haben! Um eures Herzens Härtigkeit willen. Er selbst, völlig von seiner innern Stimme geleitet, bleibt unberührt von der bloß äußerlichen Autorität des großen Namens Moses, er behandelt das ihm vorgelegte Gesetz mit einer Art schmerzlicher Ironie. Diese Worte erschließen uns, daß er ein Ideal in sich trug, das sich allmählich in ihm entwickelt hatte und an dem er leidenschaftlich festhielt. Weder Sünde, Leiden noch Tod kann noch darf das einmal geschlossene eheliche Band aufheben. Es ist nicht zu unsrer Annehmlichkeit vorhanden, auch nicht wegen seiner natürlichen Bestimmung, sondern — um die Seele zu entwickeln.

Die Welt ist seit jenen Tagen vorwärts geschritten in ihrer Auffassung vom Gesetz, noch mehr — wie sie annimmt — in ihrem Empfindungsleben. Sind wir aber schon reif, einen solchen Ausspruch nur zu ertragen?

Wir kommen hier zu dem Punkte, in dem uns die größte, vielleicht unbeabsichtigte Bedeutung des Buches zu liegen scheint.

Wenn wir uns umsehen in der ganzen zeitgenössischen Litteratur, auf der Bühne wie im Roman, überall begegnen wir einer mehr oder minder enthüllten Frivolität der Auffassung von der Ehe. Ueberall der Tendenz, die heiligsten Bande nicht als unverbrüchlich anzusehen, sobald entweder die Leidenschaft ins Spiel kommt oder die Menschen glauben, sich in andern Verhältnissen völliger entwickeln und glücklicher ausleben zu können. Oder ernste, religiöse Männer wie Tolstoi, die einen tiefen Abscheu gewonnen haben an der Verbuhltheit ihres Geschlechts, untergraben in ihrem Kampfe dagegen die heiligsten und sittlichsten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft selbst.

Da ist es eine That dieser Frau, für die wir ihr nicht genug danken können, daß sie uns hier die Entwicklung einer Ehe, der die eigentlichen Vorbedingungen zum Glück fehlen, vorführt, die durch allmähliches Ineinanderverschmelzen tiefster Gesinnung, in dem zunehmenden Ernst einer von christlichem Geiste getragnen Anschauung vom Leben, seinen Pflichten und höchsten Gütern, zu einer idealen Gemeinschaft heranreift. Diese Entwicklung trägt ganz überzeugende Züge und ist weit entfernt von dem Charakter gewöhnlicher Bekehrungsgeschichten. Mehr als die Formulirung ihrer Ansichten, wächst sie aus dem Innern der Menschen heraus, ohne daß Lucys Charakter eine Aenderung erleidet. Man kann nicht Trauben lesen von den Dornen, aber der Dornbusch kann schöne weiße und rote Blüten treiben.

In einer Zeit, wo so andre Anschauungen durch die Welt gehen, legt Mrs. Ward David die Worte in den Mund:

Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß die enttäuschendste und hoffnungsloseste Ehe, in edler Weise durchgeführt, höhere Berechtigung hat als das, was die Menschen unter einer edlen Leidenschaft verstehen — wenn die edle Leidenschaft auf Kosten einer der grundlegenden Ordnungen genossen wird, die die armselige menschliche Natur herausgearbeitet hat unter so unsäglichen Mühen und Schmerzen, ihrer eignen Schwachheit zu Schutz und Schild. Ich wußte es damals nicht: aber so viel ich konnte, habe ich die Gesellschaft, der ich alles verdanke, was ich mein nenne, betrogen und beschimpft.

Als Kind schon stand ihm sein inneres Leben höher und war ihm gewisser als die äußere Welt. Dies poetische Vermögen in ihm wird nun der Träger seines religiösen Lebens.

Wir sehen ihn an Lucys Sterbebett:

Sein und ihr Leben zogen an seinem innern Auge vorüber. In seiner Seele bewegte sich die Vorstellung hin und her vom Töpfer und der Scheibe (siehe Jerem. 18, 3). Ihn und Lucy — die nie fehlgreifende göttliche Hand hatte sie daran gebunden trotz ihres Widerstrebens und unaussagbarer Angst. Jetzt war nur das Bewußtsein absoluter Unterwerfung und Hingabe in ihm lebendig, das in dieser Stunde der Qual und Exaltation emporwuchs zu einer Ekstase — ja, einer Vision des Glaubens!

In dieser mitleidsvollen Liebe, die sein ganzes Sein erfüllte, hatte er endlich das Beste erkannt, nach dem das Verlangen seiner Jugend sich gestreckt hatte: indem er sich völlig verlor, hatte er seinen Gott gefunden. Und sie, war ihr schwaches Leben nicht in eine Flamme der Liebe ausgeschlagen — ein Gefäß des heiligen Gral, in dem das göttliche Leben pulsirte und wogte?

Wer den magern Inhalt der Reden Robert Elsmeres mit diesen Aussprüchen vergleicht, wird eine Vertiefung christlichen Gemüts- und Glaubenslebens nicht verkennen können. Uns erscheint das christliche Ideal hoch gegriffen, wenn Mrs. Ward Davids Entwicklung zu dem Abschluß führt:

Er kannte die Gefahren, die in seiner Natur lagen, und das herbe Bewußtsein war lebendig in ihm, wie schwierig es sei, richtig zu wandeln, und welche Ansprüche Gott und Menschen an die Kraft und den Willen des Einzelnen stellen. Es schien ihm, daß er „von Gott gelehrt" worden, durch Buße, durch Schmerz, durch die thätige Energie seiner Geisteskräfte. Nie hatte er die göttliche Stimme deutlicher vernommen, nie war ihm die göttliche Vaterschaft gewisser gewesen. Frei hatte er alles empfangen, aber nur, um es frei wieder zu geben. In dieser Weihnachtsnacht erneute er jedes frühere Gelübde seiner Seele und erhob sich damit in den Zustand und den Empfindungsbereich, in dem der Mensch Pfand und Angeld seiner Unsterblichkeit erlangt – denn es ist schon hier und jetzt der Anfang des ewigen Lebens selbst.

Stünde der dritte Band künstlerisch auf gleicher Höhe wie die beiden ersten, man würde nicht anstehen, das Buch als bedeutende litterarische Erscheinung zu bezeichnen. So wie es uns vorliegt, ist der Versuch, eine so innerliche Lösung der Lebenskonflikte, eine so tiefe Ausgleichung der Bitternisse äußern Geschicks anzustreben, der Ausdruck eines lebendigen Glaubens an die unversieglichen neubildenden Mächte des Christentums.

C B

Gegenrede über Bellamy

Man kann Herrn Paul Göhres Standpunkt in der sozialen Frage völlig teilen und doch über Bellamy ganz anders urteilen, als er in Nr. 16 dieser Zeitschrift gethan hat.

Was die künstlerische Wertung des Romans betrifft, so werden gar manche Leser den Kopf geschüttelt haben: sie haben weder von der Vollendung noch von dem hohen Reize der Dichtung als Dichtung etwas wahrgenommen. Dürftig und frostig erscheint ihnen die Fabel, schattenhaft und unbedeutend die Charakteristik, von einer gräßlichen Unwahrscheinlichkeit die Handlung, langweilig und abgeschmackt die doktrinären Gespräche, worin die komplizirtesten Probleme so „einfach" gelöst werden, daß man sich nur fragt, warum diese „einfachen" Dinge nicht längst gemacht sind. Gänzlich ungenügend ist vor allem die Darstellung der Zukunft, weil sie nicht konkret, anschaulich, wirklichkeitsähnlich ist. Daran fehlt es, und nicht an „Details," wie sich Herr Göhre viel zu euphemistisch ausdrückt. Wir nehmen in keiner Weise teil am Leben der Menschen des Jahres 2000; weder ihr gesellschaftliches noch ihr politisches noch ihr Arbeitsleben bekommen wir zu sehen. Wir sehen überhaupt nichts als herrliche Gebäude, einen an den Häusern heruntergeklappten Regenschirm und dergl. Wir hören immer nur das endlose Redegetröpfel einiger Spießbürger, die sich von der heute lebenden Spezies dieses liebenswürdigen Genus nur durch noch größere Selbstzufriedenheit und Aufgeblasenheit und eine ziemliche Belesenheit in der sozialen Litteratur unterscheiden. Die ärmliche Liebesgeschichte abgerechnet, geschieht nichts in dem Roman. Handeln sieht man die Menschen des Jahres 2000 nur etwa in dem einen Stück, daß sie einen kompleten Ignoranten und Tagedieb kraft dessen, daß er hundert Jahre verschlafen hat, zum Professor der Geschichte machen — in richtiger Würdigung sowohl seiner gänzlichen Unfähigkeit, etwas Nützliches zu beginnen, als der Anforderungen, die das Jahr 2000 etwa an die Vertreter der Wissenschaft stellen wird.

Allein um Bellamys Ansprüche auf künstlerische Meisterschaft zu bestreiten, würden wir keinen Finger rühren. Es ist ja mehr oder weniger Geschmacksache, und um über Geschmacksurteile zu streiten, dazu ist das Leben zu kurz.

Dagegen als Vertreter eines christlichen Idealismus wollen wir ihn auf keinen Fall gelten lassen, wenn er auch (wohl um seines Publikums willen) christliche Motive und Instanzen benutzt. Man weiß, daß er vielmehr einer von jenen amerikanischen Sensationsschriftstellern ist, ein Mann „mit der gefährlichen Manie, das Publikum in Erstaunen zu setzen." Man hat ihn mit Jules Verne verglichen. Aber dem Amerikaner fehlt die Harmlosigkeit des Franzosen. Verne begnügt sich mit Physik, Chemie, Tiefseeforschung, Astronomie u. s. w., um ihre kühnsten Hypothesen novellistisch auszunützen. Bellamy treibt dasselbe Spiel mit den Geisteswissenschaften, dem Spiritismus, der Sozialpolitik. Heute ist es die Seelenwanderung, die er zu einem Roman verarbeitet, morgen die Entfernung des bösen Gewissens auf elektrischem Wege („Dr. Heidenhoffs Kur"), übermorgen der Marxische Entwicklungsgedanke. Ideen und Hypothesen sind ihm, was der Mühlbach Könige und Kaiser. Wer das sieht, dem wird es sehr schwer, den hochtrabenden Idealismus des Zukunftsromans für das Gewächs wahrhaft idealer Gesinnung zu nehmen. So gut wie ein Prediger der Ideale kann Bellamy auch ein Spötter sein, der die unverbesserlichen

Weltverbesserer verhöhnt. Jene Schlußwendung wenigstens, in der der gute West von seinen Zeitgenossen des neunzehnten Jahrhunderts im Traum hinausgeworfen wird, macht ganz den Eindruck, als sei sie eine Verhöhnung des ganzen Romans, der ja auf der Fiktion ruht, daß um die Wende des Jahrhunderts die sozialistischen Ideen durch Uebereinstimmung aller den Sieg gewonnen haben.

Daß Bellamy nach dem buchhändlerischen Erfolge ernste Miene zu dem lustigen Spiele macht und in den Bellamyvereinen, der Nationalistenpartei und ähnlichen Unternehmungen die Oberpriesterrolle übernimmt, beweist nichts gegen die Wahrscheinlichkeit eines ganz andern Ursprungs seiner Prophetenschaft. Keinesfalls ist es gestattet, ihn in einem Atem zu nennen mit Kingsleys Alton Locke. Das ist nicht nur eine wirkliche Dichtung, das sind nicht nur Menschen von Fleisch und Bein, eine wirkliche Handlung — da ist auch echter Idealismus und eine tiefe Erkenntnis dessen, was not thut. Nicht zusammen gehören diese beiden — Gegensätze sind es: dort oberflächliches phrasenhaftes Raisonnement, gänzliche Verkennung der menschlichen Natur, subalterne Auffassung der Arbeit, der Familie, der Geistesarbeit — hier heiliger Ernst, tiefe Lebensweisheit, christliche Wertung der irdischen und sittlichen Güter; dort journalistisches Geschick und effektvolle Mache, hier Poesie, die mit Schmerzen aus dem Herzen des Dichters geboren ist.

Das bischen christliche Tünche ist recht oberflächlich aufgetragen bei Bellamy. Und wie kann es anders sein, da er keine Ahnung hat von der Wahrheit, die Kingsley so gewaltig predigt: daß die Sünde der Leute Verderben ist. Nach ihm ist die Sünde nichts als eine Folge der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und verschwindet mit ihr bis auf unbedeutende Reste. In der von Herrn Göhre erwähnten Predigt heißt es u. a. von der neuen Weltordnung des Jahres 2000:

„Die zehn Gebote erschienen fast veraltet in einer Welt, wo es weder Versuchung zum Diebstahl gab, noch Gelegenheit, aus Furcht oder um des Vorteils willen zu lügen, noch einen Platz für den Neid, da alle gleich waren, und endlich kaum irgend welche Anreizung zur Gewaltthätigkeit, da die Menschen der Macht beraubt waren, einander unrecht zu thun.

Wie weit muß man innerlich abgekommen sein von der Beurteilung des Reichtums, die das Neue Testament an die Hand giebt, um so zu reden! In der Schilderung dieser angeblichen Erfolge seines Systems feiert die öde Rhetorik des Dr. Leete ihre höchsten Triumphe. Aber wie soll durch den Kommunismus Eifersucht und Ehebruch, Verleumdung, Zank, Mißtrauen, Ungerechtigkeit, Vergewaltigung weggeschafft werden? Widerspricht es nicht auf das gröblichste der Wirklichkeit, diese Sünden „einfach“ auf die Besitzverschiedenheit zurückzuführen? Wo das göttliche Gebot „veraltet“ ist, wird keine „Organisation“ der Gesellschaft die Sünde ausschließen, nicht einmal ihre rohesten Ausbrüche. Sittlichkeit ist kein Erzeugnis maschineller, mechanischer Kraft, sondern ein Vorgang höheren geistlichen Lebens. Durch den Kommunismus auch nur Neid, Geiz und Diebstahl wegschaffen zu wollen ist ein ebenso verfehltes Unternehmen wie die Bekämpfung der Unzucht durch mönchische Ehelosigkeit.

Nur noch ein Blick auf Bellamys Anschauung von der Arbeit. Einerseits erscheint bei ihm nur die Handarbeit als wirkliche Arbeit. Nur sie ist produktiv. An der Regierungsgewalt haben nur Handarbeiter teil. Wer sich Kunst und Wissenschaft zum Beruf erwählt, scheidet damit aus dem eigentlichen Volkskörper aus — das gerade Gegenteil der platonischen Republik! Die Handarbeit selbst aber bleibt sittlich ganz unverstanden. Von der evangelischen Schätzung der Arbeit als unerläßlicher Bedingung eines Lebens nach Gottes Willen, als dem Erziehungsmittel, dem sich keiner entziehen darf, als dem wahren Gottesdienst — hat Bellamy keine Ahnung. Das Christentum sagt: Ein Rentier kann nicht selig werden. Bellamy sagt: Seligkeit ist — Rentier sein. In Bellamys Republik etablirt sich das Lebensideal des Durchschnitsyankee als Menschheitsziel, als Ende der Wege Gottes. Jedes andre Ziel erscheint einfach als lächerlich.

In John West regt sich einmal ein edlerer Gedanke:

Im Alter von fünfundvierzig Jahren — erlaubt er sich zu bemerken — hat ein Mann noch zehn Jahre zu guter bürgerlicher Arbeit und zweimal zehn Jahre zu guten geistigen Leistungen vor sich. In diesem Alter schon als überzählig ausrangirt und beiseite gestellt zu werden (als Staatspensionär) muß energischen Naturen eher als eine Härte denn als eine Gunst erscheinen.

Was antwortet der weise Dr. Leete?

Mein lieber Herr West, Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie pikant Ihre Ideen aus dem neunzehnten Jahrhundert uns Leuten von heute erscheinen und wie sonderbar sie auf uns wirken. Wissen Sie, o Kind eines andern und doch desselben Geschlechts, daß die Arbeit, die wir als unser Teil zu leisten haben, um der Nation die Mittel zu einer behaglichen physischen Existenz zu sichern, durchaus nicht als die bedeutendste, wichtigste oder doch nur als die am meisten gewürdigte Verwendung unsrer Kräfte angesehen wird? Sie erscheint uns als eine notwendige Pflicht, die geleistet werden muß, bevor wir uns ganz der weitern Ausbildung unsrer Fähigkeiten, geistigen und seelischen Genüssen und Beschäftigungen widmen können, die wir allein für das wahre Leben halten. Nicht also zur Arbeit, vielmehr zur Pflege einer höhern und umfassenden Thätigkeit wird uns Freiheit nach Beendigung unsers Arbeitspensums gewährt, und dieses wird als das Hauptgeschäft unsers Daseins angesehen.

Das sind Phrasen. Aber der Gedanke, den sie verhüllen, ist ganz klar: nicht zum Arbeiten, sondern zum Genießen ist der Mensch auf der Welt. Es ist der Gedanke, in dem Phäaken, Schlaraffen und Sozialdemokraten, die Sadduzäer und Epikuräer jeder Zeit und jedes Standes, feiner und grober Observanz, zusammenstimmen. Es ist die schlimmste Verzerrung, in der das diesseitige Leben erscheinen kann. Denn Arbeit ist nicht ein notwendiges Uebel, sondern die ursprüngliche und ausnahmslose Pflicht des Menschen. Der sündlos geschaffne Mensch wurde von Gott in den Garten Eden gesetzt mit dem Auftrage, „daß er ihn bauete und bewahrete“ (1. Mos. 2, 15). So ist die Arbeit kein Strafübel, sondern der eigentliche Beruf des Menschen. Der Fluch, der den gefallenen Menschen trifft, ist unverhältnismäßige Mühsal der Arbeit und ihre teilweise Erfolglosigkeit (1. Mos. 3, 18 f.). Endlich der durch Jesum Christum erneuerte, wiedergeborne Mensch hat seine Lebensaufgabe nicht in Singen und Beten, Anschauen und Genießen, sondern wieder in fruchtbringender Arbeit (Eph. 4, 28).

Doch das sind ja die Elemente evangelischer Wahrheit, über die ich an dieser Stelle nicht viel Worte zu verlieren brauche. Gleichwohl habe ich an sie hier erinnern müssen, um zu zeigen, wie fern Bellamy unserm evangelischen Standpunkte steht, und welche Kluft ihn und uns trennt. W-G

Antwort

Der Herr Herausgeber dieses Blattes hat mich aufgefordert, zu dem Vorstehenden etwas zu sagen. Ich thue es ungern. Nichts ist langweiliger, als Entgegnungen schreiben, Uebertreibungen auf ihr rechtes Maß zurückführen, allerhand halbe und ganze Mißverständnisse aufklären und wichtige und unwichtige Meinungsverschiedenheiten ausgleichen oder auch aufrecht erhalten zu müssen. Schließlich bleiben beide Gegner und ihr Anhang doch bei ihrer Meinung. Ich werde darum, selbst auf die Gefahr hin, als der Besiegte zu erscheinen, so kurz als möglich sein.

Mein Gegner macht mir zunächst eine Ueberschätzung des künstlerischen Wertes des Romans zum Vorwurf. Ich gebe zu, daß er darin vielleicht Recht hat; vielleicht hat mich die pikante Einkleidung des Ganzen etwas zu sehr bestochen. Wenn er aber über die Abwesenheit jeglicher Charakterisirung der auftretenden Personen klagt, so übersieht er, daß er einen sozialen Roman vor sich hat, der nicht Menschen, sondern wirtschaftliche Zustände schildern will. Und wenn er diese wiederum nicht wirklichkeitsähnlich findet, so vergißt er weiter, daß es eben eine Utopie ist, die uns vorgeführt wird. Zudem bestreite ich, daß die Zustände, die uns dargestellt werden, durchaus neblig und verschwommen sind; nur zu viel Sonne liegt auf allem, und das läßt empfindliche Augen die Konturen nicht scharf erkennen.

Aber das alles trifft nicht den Kern des Vorwurfs, der gegen mich erhoben wird. Der ist vielmehr, daß ich Bellamy zum „Vertreter eines christlichen Idealismus“ erhoben hätte. Das ist mir jedoch niemals eingefallen; dazu habe ich mich denn doch auch zu vorsichtig ausgedrückt. Ich mag die betreffenden Worte, die ich darüber geäußert, hier nicht wieder-

holen. Jeder, der sich dafür interessirt, kann sie an ihrem Orte nachlesen und nachprüfen. Aber ich habe dort allerdings gesagt, daß das ganze Buch von einem großen, edlen Idealismus des Verfassers zeuge, der mit fortreißt, von einem kühnen, glühenden Optimismus, der heute vor allem not thut. Und ich glaube auch heute noch nicht, daß dieser Idealismus und Optimismus aus dem Herzen eines vollendeten Spötters und Heuchlers gekommen ist, als den uns mein Gegner Bellamy gern vorstellen möchte. Uebrigens auch nur in dieser fortreißenden, sozial erweckenden Wirkung habe ich Bellamys Rückblick mit Kingsleys Alton Locke zusammengestellt. Sonst sind sie allerdings nicht vergleichbar; jener malt eine ferne, vermeintliche Zukunft, dieser seine ernste, traurige Gegenwart. Und auch mir steht Kingsley sonst vielmals höher als Bellamy. Aber seltsam ist es doch, daß der Herr Verfasser des vorstehenden Aufsatzes gerade das große Fragezeichen, mit dem Alton Locke endigt, mit für das Höchste und Beste darin erklärt. Denn eben das ist das Schmerzliche an dem Buche, daß es uns nicht sagt, „was not thut" den grausigen Zuständen gegenüber, die es uns plastisch vor Augen stellt. Nur ganz im allgemeinen wird das „Christentum" als das Allheilmittel empfohlen. Aber das ist doch keine Lösung. Das Christentum war doch auch, ehe diese Nöte waren. Da beginnen also eben erst die Schwierigkeiten. Denn nun heißt es, zu erkennen, wie je den einzelnen wirtschaftlichen Nöten gegenüber die sittlichen und religiösen Grundsätze des Christentums geltend gemacht und in praktische, auch ökonomisch unanfechtbare Reformen umgesetzt werden sollen. Das aber ist die unsäglich schwere Arbeit, an deren ersten Anfängen wir Heutigen uns abmühen. Doch genug davon. Ich habe das nur angeführt, um an einem Beispiele zu zeigen, wie wenig der vorstehende Artikel dem, was ich wirklich gesagt habe, gerecht wird.

So geht es auch mit den beiden Argumenten, die als schwerstes Geschütz gegen mich ins Feld geführt werden, dem Mangel des Bewußtseins und der Kenntnis von der menschlichen **Sünde** und der unevangelischen Auffassung von der **Arbeit** seitens Bellamys. Es ist mir nun zwar niemals eingefallen, zu behaupten, daß Bellamy thatsächlich die rechte christliche Schätzung der Sünde und der Arbeit besessen hat; ich habe überhaupt diese Probleme gar nicht angerührt. Und ich könnte mich füglich mit dieser Erklärung beruhigen. Aber selbst auf die Gefahr hin, wieder mißverstanden zu werden, möchte ich auch Bellamy wenigstens teilweise in Schutz nehmen, insofern als ich seine Tendenz und seine Gedanken dabei etwas verständlicher zu machen versuchen möchte.

Schon daß er in den von mir und den im Vorstehenden angezognen Zitaten, dann aber auch noch in andern Stellen das Problem der Sünde überhaupt berührt und in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, beweist, daß es ihn beschäftigt haben muß. Und in dem Zusammenhange dieser **Utopie** konnte es ihn eben nur zunächst in der Richtung beschäftigen, daß er untersuchte und dann darzustellen versuchte, ob und inwieweit eine bis ins Unendliche verbesserte wirtschaftliche und soziale Situation die in ihr lebenden Menschen auch sittlich zu bessern und vor schlimmen Leidenschaften, vor Uebel und Sünde zu hüten vermag. Bellamy bejaht die Frage; aber da er eine Utopie schreibt, also überall Superlative darstellt, bejaht er sie natürlich in einem Umfange, den auch ich selbstverständlich schon in meinem ersten Artikel (vergleiche Spalte 361 unten) nicht gebilligt habe. Es sind in der That „nicht Menschen mehr von unserm Fleisch und Bein, es sind höhere Geschöpfe mit ungeahnter idealer Charakterbildung," die er als das Produkt der neuen Zustände uns vorführt, obgleich selbst er nirgends direkt behauptet, daß Dinge wie Ehebruch, unnatürliche Laster, Jähzorn, unerlaubter Ehrgeiz und ähnliche Sünden auch in seiner neuen Welt ganz beseitigt seien. Aber der Kerngedanke, der allen seinen Uebertreibungen — und als solche muß man doch das ganze Buch von vornherein behandeln — zu Grunde liegt, ist wahr und richtig, daß nämlich in der That die **Zustände** von mitbestimmendem Einfluß auf das sittliche Handeln der Durchschnittsmenschen sind; und gerade wir Theologen und Ethiker müssen es den Sozialdemokraten und auch Bellamy Dank wissen, daß sie uns diese Erkenntnis freilich in ihrer wenig zarten Weise wieder im Gedächtnis aufgefrischt haben. Für mich wenigstens — man gestatte einmal dies persönliche Bekenntnis — ist gerade diese Erkenntnis ein bedeutsames Motiv mit gewesen, daß ich eben als **Theologe** meine Aufmerksamkeit auch den sozialen Auseinandersetzungen und Neubildungen der Gegenwart zuwandte. Denn eine auch sittlich bestimmte gründliche Sozialreform scheint mir in der That eine der wichtigsten Handhaben zur bessern sittlichen Erziehung der Massenmenschen und eine kraftvolle Abwehr gegen Versuchungen und Sünden aller Art zu sein. Wir müssen meines Erachtens aus denselben höchsten Motiven, wie wir predigen und lehren, auch die wirtschaftliche Lage von Hunderttausenden zu heben versuchen. Daß damit die andre bisherige Art der **individuellen** moralischen Einwirkung auch weiter Hand in Hand gehen muß, ist selbstverständlich. Uebrigens hat die katholische Kirche schon seit frühester Zeit ganz genau dasselbe Ideal verfolgt und oft auch schon erreicht. Natürlich in ihrer Art, zum großen Teil einfach durch brutale Negation oder doch Repression der verschiednen Bethätigungsgebiete des natürlichen Lebens. Diese Taktik wird heute im Zeitalter der Naturentfaltung und Naturbeherrschung freilich immer unmöglicher. Und darum hat nur der Protestantismus, wie er ihm die Wege dazu freigemacht hat, so auch die Kraft, jenes Ideal in moderner Weise von neuem zu verwirklichen und das Reich Gottes auch in unserm wirtschaftlichen Leben bauen zu helfen.

Und nun noch Bellamys allerdings eigenartige Auffassung von der **Arbeit**. Auch sie ist nur aus einem einzigen Gesichtspunkte heraus zu verstehen, der gerade meinem Herrn Gegner entgangen zu sein scheint und doch so bedeutsam ist, daß er heutzutage für Millionen das Bestimmende ist. Ich meine die Fabrikarbeit in ihrer heutigen durchschnittlichen Beschaffenheit, namentlich in ihrer Verbindung mit der Maschinenarbeit. Ihr gegenüber kann auch die evangelischste Auffassung von Beruf und Lebensarbeit nur geringe Anwendung finden. Einem Menschen, der, noch dazu inmitten trauriger sozialer Zustände aufgewachsen, Jahr und Tag über zwölf Stunden an ein und derselben Maschine nichts wie immer dieselbe Handreichung zu thun hat, dem vermag wohl auch der beredteste Seelsorger nicht das „sittliche und evangelische Verständnis dieser seiner Handarbeit" beizubringen. Man mag es ihm zehnmal sagen, daß auch seine Arbeit ein Gottesdienst und ein innerer Segen für ihn sei — er wird dabei bleiben, daß sie ein menschenunwürdiger Frohndienst und eine Flucharbeit für ihn ist. Und damit hat er so Unrecht nicht. Es giebt eben bei der heutigen Produktionsform eine Art Arbeit, die die Menschen mit keinem andern Gedanken erfüllt als: Los von ihr! und mit keiner heißern Sehnsucht als der, auch einmal höhere, geistigere Arbeit thun zu dürfen. Die Arbeit, wie sie mein Herr Gegner und ich thun, gilt diesen Leuten schon als — Genuß! Und darum scheint es mir viel richtiger und auch evangelischer zu sein, dieser Arbeitsform gegenüber in erster Linie darüber nachzudenken, wie sie durch wirtschaftliche Neuordnungen und technische Verbesserungen zu beseitigen ist, oder, da dies doch nie **völlig** möglich sein wird, darauf zu dringen, daß sie für den Einzelnen auf ein möglichstes Minimum beschränkt wird und er in einer höhern, geistigern, selbständigern Arbeit ein Gegengewicht gegen den physisch, moralisch und intellektuell degenerirenden Einfluß jener empfängt. Und nimmt man dazu, daß unsre ganze wirtschaftliche Entwicklung selbst mit ihrer heute allerdings brutalen Tendenz, die menschliche Arbeitskraft immer überflüssiger zu machen, die Aussicht auf solche bessere wirtschaftliche Neuordnung giebt, so ist es dem, der um diese Probleme ringt, durchaus verständlich und von Herzen sympathisch, daß Bellamy auch dieses, jedenfalls auch echt evangelisch motivirbare Ideal, freilich in einer enthusiastisch-utopistischen Uebertreibung, einmal zum Ausdruck bringt. Daß aber dann die diesem Ideal entsprechenden Menschen in keinem Punkte unsern heutigen Durchschnittsrentiers gleichen würden, liegt für den, der diese Erwägungen teilt, klar auf der Hand. Sie würden vielmehr eher einem etwas frühzeitig, vielleicht unfreiwillig pensionirten Beamten oder auch höhern Offizier ähnlich sein,

der nun seine Muße verständig genug zu seiner geistigen Weiterbildung und einer direkt oder indirekt nützlichen Wirksamkeit auf dem oder jenem öffentlichen Gebiete benutzt. So wenigstens kann man das Zitat auch auslegen, das meinen Herrn Gegner so sehr in Harnisch gebracht hat. Ich bitte ihn, darin vor allem bemerken zu wollen, daß die Arbeit, d. h. in diesem Falle die industrielle Fabrikarbeit, abgelöst werden soll nicht durch ein faules Nichtsthun, sondern durch die „Pflege einer höhern und umfassenden Thätigkeit.“ Ich wüßte nun in der That nicht, wie das dem christlichen Lebensideal widersprechen sollte. Ist denn nicht auch gerade mit der christlichen Auffassung vom Paradies und vom ewigen Leben bisher wenigstens eine ganz ähnliche Auffassung verbunden worden, nämlich die Hoffnung, daß mit der sittlichen und religiösen Vollendung, deren dann der Fromme teilhaftig sein wird, eine Zeit eintreten wird, in der er frei ist von den Mühsalen und Arbeiten des irdischen Daseins, frei von dem Fluche der ersten Menschen: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen! Oder hat mein Herr Gegner den Mut, zu fordern, daß die menschlichen Arbeitsformen, einschließlich der heutigen Fabrikarbeit, deshalb ewig dieselben sein sollen, damit an ihnen der evangelische Gedanke vom Berufe als dem hauptsächlichsten „Erziehungsmittel,“ als der „unerläßlichen Bedingung eines Lebens nach Gottes Willen,“ als dem „wahren Gottesdienst“ in seiner bisherigen Formulirung erhalten und nicht außer Wirksamkeit gesetzt werde? Das wäre genau so, als wenn man, was wirklich geschieht, fordert, daß ewig Armut schon deshalb sein müsse, damit die christliche Wohlthätigkeit weiter geübt werden und so eine wichtige christliche Tugend nicht verschwinden könne. Wohlgemerkt, auch ich glaube ja, daß weder die christliche Barmherzigkeit, selbst nicht in jenem oberflächlichen, rein materiellen Sinne, noch die mühe- und schweißvolle Berufsarbeit jemals ganz überflüssig sein werden; aber die Thatsache, daß sie heute Krücken unsers sittlich-religiösen Lebenswandels — und nichts weiter als das — sind, muß uns zu dem Zugeständnis drängen, daß wir vielleicht auch ohne sie unsern Lebensweg würden gehen können. Jedenfalls aber meine ich, daß wenn die Menschheit wirklich einmal diese Krücken würde ablegen können, oder — ohne Bild geredet — wenn wirklich einmal Zustände kämen, wo alle Menschen zu einer behaglichen Existenz genug hätten, und wo sie für ihren Lebensunterhalt nicht mehr so lange und mühsam wie heute zu schaffen brauchten, daß ihnen dann unser Vater im Himmel schon andre höhere und feinere, aber darum vielleicht erst recht schwierige Hindernisse und Aufgaben in den Weg legen würde, an denen sie sich auch dann noch in jeder Beziehung weiter zu entwickeln vermöchten.

Schließlich verstehe ich auch die Bemerkung über die Platonische Republik im vorstehenden Artikel nicht. Einmal ist es nicht richtig, daß Bellamy die geistige Arbeit, Kunst und Wissenschaft für nichts achtet. Ganz im Gegenteil ist gesagt, daß die, die dieser Gruppe angehören, die Elite der Nation bilden und nur darum von der wirtschaftlichen Verwaltung (das ist in diesem Zukunftsstaate der Regierung überhaupt) ausgeschlossen sind, weil sie davon nichts verstehen, während sie für ihren eigentlichen Beruf als Autoritäten hoch geehrt sind. Andrerseits scheint es mir doch auch ein wichtiger Bestandteil gerade der evangelischen Auffassung von Arbeit und Beruf zu sein, daß wie, bei Bellamy, Hand- und Kopfarbeit gleichgewertet wird. Und gerade unter diesem Gesichtspunkte ist mir immer das Prinzip des Platonischen Aristokratenstaates im Innersten verhaßt gewesen; denn dieser ganze Staat ruht auf der Institution der Handarbeit von Sklaven, die rechtlos und nicht einmal formell Glieder dieser von ihnen getragnen und erhaltnen Republik sind.

Aber genug von dem allem. Ich habe am Anfang allzu eifrig versprochen, kurz zu sein. Vielleicht ist es bei andrer Gelegenheit möglich, einmal auf diese Dinge ausführlicher zurückzukommen. Ihre Erörterung führt auch schon direkt in das Problem des Sozialismus und Kommunismus selbst hinein. Auch mein geehrter Herr Gegner hat sich in seinem Artikel schon mehrfach auf dieses Gebiet verirrt und seine Bedenken gegen den Kommunismus an sich erhoben, was doch nicht zur

Besprechung stand, und wovon ich deshalb auch in meinem ersten Artikel zu handeln keine Veranlassung hatte. Da hatte ich eben nur von Bellamys schönem Buche zu berichten. Und das habe ich gethan, mit herzlicher Dankbarkeit und der Begeisterung, die es trotz alledem verdient. Denn es bleibt immer ein Verdienst, Menschen für ein edles hohes Ziel zu interessieren, mag das nun nah oder fern oder nach der heutigen öffentlichen Meinung überhaupt nicht erreichbar sein. Und ich meine noch immer, daß das Bellamy gewiß nicht in dem Maße gelungen wäre, wenn er nicht selbst irgendwieweit an dieses Ideal geglaubt, wenn er nicht selbst über viele heutige Zustände Schmerz empfunden, nicht selbst sehnsüchtig gewünscht hätte, daß es endlich einmal auch damit besser würde auf der Welt. Ob er das nun mit bewußt christlichem Herzen oder aus jenem wunderbaren instinktiven, ihm selbst vielleicht unbewußten Drange heraus gethan hat, von dem wir Christen doch auch glauben, daß er eine Wirkung unsers Vaters vom Himmel her ist, vermochte ich freilich nicht zu entscheiden, wird sich wohl überhaupt nie mehr klar entscheiden lassen, da Bellamy selbst vor etwa sechs Monaten gestorben ist. Aber da ich auch sonst allerhand edle, christliche Gedanken in dem Buche und keine einzige Stelle fand, aus der man eine gottes- und religionsfeindliche Tendenz auch nur herauszudüfteln vermag, so habe ich ihn zwar nicht als den Typus eines christlichen Idealismus, aber doch als einen von christlichen Motiven nicht freien edlen Idealisten und Optimisten geschildert, mit dem der bewußte Christ in vielen seiner sehnsüchtigen Wünsche mehr oder weniger zusammenstimmt. Und dabei bleibe ich noch heute. Das hindert mich jedoch nicht, auch meinerseits meinem Herrn Gegner dafür Dank zu wissen, daß er seine abweichende Meinung in der Christlichen Welt zum Ausdruck gebracht hat; es ist die Meinung sehr vieler.

Bücher und Schriften

(Wer so viel ertragen und tragen kann)

Großmutter, du mußt mit zum Zirkus gehn,
Um auch den starken Mann zu sehn.
Gewiß, nicht hundert Männern gelingt,
Was der mit Arm und Brust vollbringt.
Großmutter, so was hast du noch niemals gesehn!
So will ich denn mit zum Zirkus gehn. —

Und im Zirkus da stand er, der starke Mann,
Da staunten ihn Hundert und Hunderte an,
Wie die eisernen Kugeln er rollen ließ
Um den Leib, wie er spielte mit Schwert und Spieß.
— Großmutter, nicht wahr, das bewunderst auch du? —
Großmutter schwieg, sah ruhig zu.

Und er trug zuletzt noch zu Aller Lust
Einen Amboß, viel Zentner schwer, auf der Brust
Und ließ hämmern darauf und fragte dann:
Wer so viel ertragen und tragen kann?
— Großmutter, nicht wahr, das kann nur er?
Großmutter lächelt: Ich trug wohl mehr!

Kommt, Kinder, wir wollen nach Hause gehn,
Für mich giebts hier nichts Neues zu sehn;
Gleich Kugeln umliefen die Sorgen mich,
Wie mit Schwertern spielte mit Schmerzen ich,
Und Kummer trug ich zentnerschwer — —
Nur zeigt ich es niemals fürs Geld, wie der!

Die Verfasserin des vorstehenden Gedichtes, Katharina Koch, starb am 6. März 1892 im Alter von 82 Jahren. Sie war Naturdichterin. Nachdem sie durch sechzehn Jahre als Magd gedient, lebte sie bis zu ihrem Tode in ihrem Heimatsorte Ortenburg in Niederbayern. Ihre schönen, tief empfundnen, von echt evangelischem Geiste durchhauchten Gedichte hat Karl Schrattenthal (Professor Karl Weiß in Preßburg) unter dem Titel: Mein Leitstern bei E. Greiner und Pfeiffer in Stuttgart herausgegeben, wo sie in zweiter Auflage zum Preise von 1 Mark erschienen sind.

(Königin Luise) Vaterländische Romanzen von Gustav Weck. Dritte Auflage. Paderborn, 1892.

Im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (Nr. 2, Sp. 47) gedachten wir des edlen Dichterwerkes „Unsre Toten“ von G. Weck, das uns in dritter Auflage vorlag. Wir möchten jetzt nachdrücklich auch auf ein früheres Werk desselben Dichters, das in neuer Auflage veröffentlicht ist, hinweisen, auf den formvollendeten, von echter patriotischer Begeisterung durchglühten Romanzencyklus: „Königin Luise, weiland Seiner Majestät dem deutschen Kaiser und König von Preußen Wilhelm I., einst in Ehrfurcht dem Lebenden — nun dem Entschlafenen in unauslöschlicher

Dankbarkeit gewidmet." Der alte Kaiser hatte dem Dichter seine herzliche Freude an dem Büchlein, als es erstmalig erschien, lebhaft bezeugt. Der Lebensgang der Königin Luise ist hier in drei Abschnitten (1. segnend gesegnet, 2. aus Tagen des Leides, 3. durch Kreuz zur Krone) dargestellt; am Schluß sind (S. 140—148) historische Erläuterungen auf Grund eines sorgfältigen Quellenstudiums beigefügt.
O A

(Aus dänischer Zeit) Bilder und Skizzen von Charlotte Niese. Leipzig, Grunow, 1892; zierlich gebunden 3 Mk.

Mit großer Freude weise ich den Leserkreis der Christlichen Welt auf dies Büchlein hin; denn ich gestehe offen, daß es mir beim Lesen wahre Freude und reinen Genuß bereitet hat. Es geht ein wunderbar frischer und ganz unmittelbar Herz und Gemüt ergreifender Zug durch es hindurch; die heitere Natürlichkeit dieser Erzählungen muß einen jeden fesseln und packen, dessen Geschmack nicht durch die Unnatur der Gemüt- und Geistlosigkeit „der Moderne" verdorben ist. Die Verfasserin entwirft uns in einer Reihe entzückender, abwechslungsvoller Bilder ein lebendiges Gemälde von dem Leben und Treiben ihrer Landsleute, der Schleswig-Holsteiner, in der Zeit vor dreißig Jahren, der Zeit der dänischen Okkupation, in die die Kindheit der Verfasserin fiel. Die ganze eigenartige Kraft des nordischen Volkscharakters versteht sie mit scharfem Griffel zu skizziren: diese naturwüchsige Derbheit und unter der rauhen Schale doch diese große Innigkeit und Tiefe des Gemütslebens. Dazu verleiht das fremdartige Kolorit der altväterischen Zeit in ihrer glücklichen Beschränktheit, Schlichtheit und Naivität, die Schärfe und Mannigfaltigkeit der Charakterzeichnung der einzelnen Personen dem Ganzen einen überaus fesselnden Reiz. Doch wozu bedarf das Büchlein noch weiter meines Lobes. Wie die einzelnen Erzählungen bisher schon gar manchen erfreut haben (sie erschienen in den Grenzboten), so wird die abgeschloßne Sammlung sicher zu einem Lieblingsbuch des deutschen Hauses werden.
F G

(Sonntagsgedanken über unsern Werktagsberuf) Vortrag von Professor D. Häring in Göttingen. Stuttgart, Verlag der Evangelischen Gesellschaft, 1892. 20 Pfge.

Unser Beruf ist unsre Stelle im Reiche Gottes; das ist der rechte Sonntagsgedanke für unsern Werktagsberuf. Ohne irdischen Beruf kein himmlischer, und wiederum ohne Christentum kein rechter Werktagsberuf. Denn niemand bekommt die Gabe des Reiches Gottes, die Seligkeit der Gotteskindschaft, ohne dessen Aufgabe, die im alltäglichen Beruf geübte Nächstenliebe. „Wer selig sein will wie Gott, den kann Gott nur so selig machen, wie er es ist, selig in der Liebe." So wird auch der geringste Beruf zur Schule des christlichen Charakters. Die mancherlei Bedenken gegen die Durchführbarkeit des großen Sonntagsgedankens, wie Berufswahl, verfehlter Beruf, Verschiedenartigkeit der Berufsarten, moderne Berufsnot, Berufslosigkeit: alles dient vielmehr zu seiner Bestätigung und Bereicherung. — Dies der Inhalt des kurzen, in biblischen und reformatorischen Gedanken wurzelnden und doch so recht für Menschen der Gegenwart bestimmten geistvollen Vortrags, dem wir viele aufmerksame Leser wünschen.
O A

Zur Beachtung

Es naht der Quartalwechsel, der für Zeitschriften wie die unsre die wenigst erfreulichen Veränderungen im Abonnentenstande mit sich zu bringen pflegt, der Wechsel vom zweiten zum dritten Quartal. Um so lebhafter ist unser Wunsch und unsre Bitte, daß unsre bisherigen Besteller uns treu bleiben und rechtzeitig ihr Abonnement erneuern mögen. Der Herausgeber ist entschlossen, unter schwierigeren Verhältnissen die Arbeit an diesem Blatte weiterzuthun; er bedarf aber dazu einer stärkeren Ermutigung durch das Verständnis, das seine und seiner Mitarbeiter Bemühungen in der Gemeinde finden. Wir bitten also auch, mit der Werbung neuer Freunde nicht lässig zu sein. Hierfür wird Nr. 27 als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt werden; auch ältere Nummern, sowie das ganze erste Quartal dieses Jahrgangs stehen zum gleichen Zweck zur Verfügung. Wiederholt sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern, je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Insbesondre empfehlen wir die

Chronik der Christlichen Welt

der Beachtung und Fürsorge unsrer Freunde. Sie bedarf noch sehr der Abonnenten wie der Mitarbeiter. Vorwärts kommen wir ja (Bestellerzahl z. Z. 1240), und Ausdauer besitzen wir. Aber je größere Teilnahme wir finden, desto mehr können wir leisten. Möchten doch einige hundert Leser der Christlichen Welt sich zu einer Probebestellung der Chronik auf ein Vierteljahr entschließen. Die Haltegebühr beträgt dafür nur Eine Mark. Postnummer ist 1367. Selbstverständlich versendet die Verlagshandlung auch davon Probenummern in beliebiger Anzahl unentgeltlich an jede Adresse.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 24 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Dank

Auf die schmerzliche Nachricht, die ich in Nr. 21 veröffentlicht habe, sind mir von lieben Freunden und Bekannten, wie auch von lieben Unbekannten so zahlreiche Worte freundlicher Teilnahme gesagt worden, daß ich bitten muß, in diesen gedruckten Zeilen meinen und der Meinen herzlichen Dank hinzunehmen.

Frankfurt-Sachsenhausen, den 2. Juni 1892.

D. Rade

Meißner Kirchen- und Pastoralkonferenz.

Dienstag, den 21. und Mittwoch, den 22. Juni, in Meißen.

Tagesordnung:

Erster Tag: 1. ½10 Uhr in der Stadtkirche zu Meißen Eröffnungspredigt: Pastor Kaiser aus Leipzig. 2. 11 Uhr im Gasthof zur Sonne: a) Eröffnung und Geschäftliches; b) Referat von Konsistorialrat D. Kühn aus Dresden: Ueber die revidirte Bibel. c) Diskussion. 3. ½3 Uhr gemeinsames Mittagsmahl. 4. 7 Uhr: 1. Ueber die Bewegungen auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenbaues, Referent Geheimer Regierungsrat und Senator D. K. A. D. K. Professor Johannes Otzen aus Berlin; 2. Verhandlung über diesen Vortrag. Für die bereits am 20. Juni in Meißen Eintreffenden von 8 Uhr Abends an Vereinigung im Ratskeller.

Zweiter Tag: 1. Morgens 9 Uhr im Gasthof zur Sonne: Wissenschaftlicher Vortrag (ohne Discussion) von Professor D. Brieger aus Leipzig. 2. Referat des Pastor Teufer aus Bockwa: Ueber die Bedeutung und Ausführung der Generalverordnung des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums betreffend die regelmäßigen Generalkirchenvisitationen. 3. Verhandlung darüber. Es werden Geistliche und Laien zu recht zahlreicher Teilnahme an dieser Versammlung eingeladen.

Der Vorstand

Zur Diakonissensache.

Den persönlichen Bemühungen für das evangelische Diakonissenwesen tritt immer wieder der Umstand entgegen, daß wo man anklopft und hinhört, die katholischen Schwestern bevorzugt werden, namentlich auch von den Aerzten. Es wäre deshalb von großem Wert, einmal festzustellen, welchen Umfang diese Bevorzugung einnimmt, ob sie wirklich begründet ist und was zur Abhilfe geschehen könnte. Zu dem Zweck möchte ich diejenigen Leser, die hierin einige Erfahrungen gemacht haben, freundlichst bitten, mir dieselben mit Unterschrift, genauer Bezeichnung der Personen und des Ortes, auch der betreffenden Diakonissenanstalt gütigst mitzuteilen. Ich würde selbstverständlich den diskretesten Gebrauch davon machen. Auch würde ich dafür sehr dankbar sein, wenn man mir Vermutungen über die Gründe des etwaigen Minderwertes unsrer Schwestern und Vorschläge zur Abhilfe angeben wollte. Vor allem liegt mir daran, ein möglichst umfangreiches Material zu sammeln.

Pfarrer Habermann in Zwinge (Harz)

Heimstätte f. Waisen, Eisenach i. Thür. Jederz. Aufn. v. Pred. u. gut. Fam. angeh. Töchtern. Vorb. event. Ausb. z. paſſ. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. etc. d. Frl. Mosche, Georgenstr. 18.

Von der anerkannt **vortrefflich gel. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast"**, hrsg. von **D. Sachsse**, versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis u. fko. H. Reuthers** Verl.-Bchh. Berlin, Charlottenstr. 2.

Meine Verlobung mit Fräulein **Marie Kalmus,** einzigen Tochter des Königl. Gymnasialoberlehrers Herrn Otto Kalmus in Treptow a. R. und seiner Gemahlin Amalie, geb. von Haza Radlitz, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.
Bernstein, 30. Mai 1892.
Johannes Baltzer,
cand. min., Rektor.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung
Leipzig, Querstraße 14.

Die deutschen Reichsgesetze in Bezug auf Kirche, Religion u. Geistlichkeit. Für Geistliche und Religionsdiener, unter Benutzung der ergangenen Reichsgerichts-Entscheidungen zum praktischen Gebrauch bearbeitet von J. Bauer, Rechtsgelehrter. Preis Mark **1,80.**

M. Bernhard's Biblische Konkordanz, 7. Aufl. mit kasualem Textverzeichnis u. Allgemeinem Sprachregister. Preis brosch. 6 Mark.

La Bocaina

St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage

allgemein beliebt

elegante volle Form

sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.

Preis per Mille Mark 72.—

verpackt in $^1/_{10}$-Kisten.

Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von

Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig